

Die Gleichheit

Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen

Die „Gleichheit“ erscheint alle vierzehn Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pfennig, durch die Post vierteljährlich ohne Bestellgeld 55 Pfennig; unter Kreuzband 85 Pfennig. Jahres-Abonnement 2,60 Mark.

Stuttgart den 2. Mai 1906

Zuschriften an die Redaktion der „Gleichheit“ sind zu richten an Frau Klara Jettin (Zundel), Wilhelmshöhe, Post Degerloch bei Stuttgart. Die Expedition befindet sich in Stuttgart, Furtbach-Strasse 12.

Inhalts-Verzeichnis.

Eine Maitagspredigt. Von Prof. Dr. Arnold Döbel. — Der Arbeit Maientag. Von Luise Zieh. — Für das Frauenstimmrecht. Von Paul Singer. — Acht Stunden! Von Ottilie Baader. — Wir verlangen Rechenschaft. Von Gustav Hoch. — Fort mit dem Militarismus. Von W. Kähler. — M. A. Spiridonowa. — Die Maitagsforderungen der Dienstmädchen. Von Helene Grünberg. — Der Kampf um die Rente. Von E. G. (Fort.). — Politische Rundschau. Von G. L. — Gewerkschaftliche Rundschau. Feuilleton: Rot. Von Klara Müller. (Gedicht.) — Maitage. Von Otto Krille. — Aus „Der entfesselte Prometheus“. Von P. B. Shelley.

Eine Maitagspredigt.

Die eigentliche Menschwerdung hat erst damals ihren Anfang genommen, als unsere Vorfahren begannen, die Gesetze des Naturgeschehens zu erkennen und die ungeschaffenen Kräfte des Naturlebens in den Dienst der werdenden Menschen zu ziehen. Erst mit dem Beginn der Herrschaft über die Natur fing unser Geschlecht an, aus der tierischen Gattung zur menschlichen Art sich herauszuentwickeln. Den folgenreichsten Anfang hierzu bedeutet die Herstellung von Werkzeugen und Waffen, sodann die Handhabung des Feuers, das vom Himmel kam und schließlich alle Götter gestürzt hat.

Der zerstörende Blitzstrahl, die Waffe des Zeus, ist gebändigt worden. Die Kraft des fallenden Wassers ist an die Stelle mühselig schaffender Menschenkraft getreten. Feuer und Wasser zusammen haben den Dampf erzeugt, und des Menschen erkennendes Wesen ist zum beherrschenden Dämon der ganzen Natur geworden, so zwar, daß füglich das ganze Menschengeschlecht hätte aufjauchzen dürfen, und die ganze Zukunft zu einem einzigen Feiertag hätte geschaffen werden können.

Daß dem nicht so geworden ist, daran sind nicht sogenannte überirdische Mächte, daran ist auch nicht die Natur selbst schuld, sondern die herrschende soziale Ordnung der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen. Anstatt der Freiheit ward dem schaffenden Menschen das Gegenteil: die Knechtschaft.

Je mehr er Maschinen schuf, desto unfreier ward der arbeitende Mensch. Je mehr die Wissenschaft und die Technik über die unerschöpflichen Naturkräfte den Sieg weiter und weiter hinaustrugen, desto mehr ward der schaffende Mensch selbst zum Sklaven.

Der Mensch sprach zum Bliz: Tritt unter meine Herrschaft, treibe die Maschinen, trage mein Wort und meinen Willen über die Ozeane und sei mein stummer Sklave! Es geschah also. Der Mensch sprach zum tosenden Wasserfall: Deine Kraft trete in meine Dienste und durchbohre die granitene Berge, auf daß fürderhin kein Hindernis mehr sei zwischen Ländern, welche durch die Gletscherberge von einander getrennt sind! Und das tosende Wasser begab sich unter den Willen des Menschen.

Der Mensch schute sich nach Freiheit. Und indem er bezwang, wurde er selbst erst recht ein Unfreier.

Nun aber soll des Wahnsinns ein Ende werden! Arbeite und freue dich! So will es die Ordnung in der Natur, so will es der Wille der Gerechtigkeit.

Arbeite wie ein Mensch, nicht wie eine Maschine! Sei Mensch! sei nicht Maschine!

Sei nicht Zahnrad, sei nicht Transmissionsriemen, sei nicht Kurbel bloß und nicht bloß Kolben! Derlei zu sein, überlasse dem Eisen, dem Stahl, dem Leder, die sich biegen und steifen ganz nach deinem Willen.

Wenn du elend warst im Übermaß der Arbeit und der Darbnis, so sollst du von nun ab selig sein im Maße der vernünftigen Dinge! Du sollst nicht Mangel haben — in keinerlei Ding, welches dein Leben zu einem menschenwürdigen macht. Du sollst nicht Sklave sein der Maschine, sondern die Maschine soll Sklave sein deines Willens! Du sollst nicht knechtlich sein im Auslugen nach Arbeit! Du sollst nicht um Arbeit betteln müssen, sondern man soll sie dir geben als einen Pflichtteil, so zwar, daß der Gebende zum Beschenkten und der Beschenkte zum Geber wird!

Du sollst glücklich sein — hienieden in dieser Zeit sollst du dir dein Himmelreich schaffen im Erkennen deines

Wertes, der ein Überwert ist im Gegensatz zum Werte der Maschine. So sagt es der Geist der Menschlichkeit, der in jedem Menschen, ob Mann ob Weib, Bruder um Bruder, Schwester um Schwester, nicht Maschinen, nicht Sklaven, nicht Kastiere erkennt.

Die Maschine wird getrieben von der nimmer ermüdenden Kraft der Natur, und sie schafft hundertmal soviel, als eines Menschen Hand zu schaffen vermag; sei kein Tor und sei nicht Sklave deiner eigenen und anderer Torheit!

Die Erde zeugt in Überfluß vom Aufgang bis zum Niedergang. Es kann kein einziger Mensch fürderhin im Hunger verderben, wenn der schaffende Mensch, mit rechtem Willen wollend, in Weisheit seines Amtes waltet. Die Erde hat für alle, alle Raum zur Daseinsfreude, so sie alle nur wollen.



M. A. Spiridonowa.

Sei kein Tor! Sei keine gedankenlose Maschine! Der Geist der Weisheit sagt: Sei Mensch! Nimm dir Zeit, es zu sein. Nimm dir Zeit, es zu bedenken und in Gedanken selig zu sein.

Nimm dir Zeit zum Denken und zum Genießen: das eine Drittel!

Nimm dir Zeit zum erfrischenden Schlummer: das andere Drittel!

Nimm dir Zeit zur segnenden Arbeit — ein mäßig Stück: das dritte Drittel.

Gefegnet seien die acht Stunden; denn diese sind just genug. Ein Mehreres ist Überfluß und zeugt Unpigkeit. Diese aber ist Verderbnis! Ihr sollt nicht fern von Verderbnis freiwillig unter dem Joche leuchten.

Zum rechten Vollbringen gehört das rechte Wollen. Nimm dir Zeit zum rechten Willen, und du wirst lange leben — hienieden leben — im Lande, das deinen Kindern gehören wird! Für deine Kinder mußt du den rechten Willen wollen, mehr noch als für dich selbst! „Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will!“

Siehe, die Nacht des Mittelalters ist zu Ende. Der Dahn hat gekrätet zum frühen Morgen! Und es kommt die neue Zeit mit ihrer Gerechtigkeit.

Gefegnet seist du, wenn du aufwachst zur rechten Zeit an diesem Maientagen! Jener Tag will heraufkommen, da es keinen Unterdrückten mehr geben wird und auch keinen Unterdrücker, da alle frei sein werden, auch jene, die bislang Unfreie und Sklaven gewesen sind ihrer Herrschaft und Eigengier.

Ein Mai ist es, aus dessen erster Stunde am ersten Tage das neue Evangelium geboren ward, ein Evangelium wirklicher Erlösung, das Evangelium der Menschwerdung im Walten der Weisheit über den Mächten der Natur.

Heil diesem Maientag!

Prof. Dr. Arnold Döbel.

Der Arbeit Maientag.

Trübselig, nicht achtend des Lobens der Reaktion, noch des Dräuens des prohigen Unternehmertums, rüstet allerorts das Proletariat zur Maitage, der Heerschau der revolutionären, kämpfenden Ausgebeuteten und Geknechteten aller Länder.

Hatte bisher das Walten der reaktionären Mächte noch jedes Jahr den Klassenkampfcharakter der Maitage klar umrissen in Erscheinung treten lassen, so heuer mehr denn je. Ein Blick auf die politische und wirtschaftliche Situation bestätigt das.

Gezwungen durch das Wesen der kapitalistischen Produktionsweise kann das Klassenbewußte Proletariat sich nicht begnügen mit der Befreiung von „Auswüchsen“ des Kapitalismus, sondern es muß die Befreiung des Kapitalismus selbst durch den Sozialismus anstreben. Doch nicht verkommene, verelendete, zum Pauperismus und zur Degeneration verdamnte Arbeitermassen können dies Ziel verwirklichen. Zur Erfüllung seiner hohen historischen Aufgabe bedarf das kämpfende Proletariat kräftiger, kampfesmutiger und zielsicherer Scharen. Von dieser Überzeugung durchdrungen, kündet es am 1. Mai den Herrschenden nachdrücklich seinen Willen: durch die Einklassierung von Gegenwartsforderungen sich nicht nur eine hellere Gegenwart zu schaffen, sondern gleichzeitig seine Kampffähigkeit zu steigern, um der Freiheit eine Gasse bahnen zu können.

Wird die Berechtigung seiner Reformforderungen nicht eindrucklich unterstützt durch die ungeheuren Opfer, die dem Kapitalismus fallen? Da sind die 9000 Unfälle mit tödlichem Ausgang im letzten Jahre, das Grubenunglück auf der Vorfissa und die Helatomben von Menschenopfern jenseits der deutschen Grenzpfähle in Courrières, zu schweigen von den Hunderttausenden, die dahinsiechen infolge von Berufsleiden, von Überarbeit und Unterernährung. Doch unbekümmert darum, weigert die herrschende Gesellschaft den Lohnsklaven die kleinsten Konzessionen in punkto Verbesserung ihrer Lage. Nicht genug, daß in den letzten Jahren der Karren der Sozialgesetzgebung fast vollständig festgefahren ist, müssen die Ausgebeuteten überall dort, wo sie dem Unternehmertum direkt ihre Forderungen unterbreiten, schwer um deren Erfüllung kämpfen. Siehe die Kämpfe der Textilarbeiter der verschiedenen Orte, der Braunkohlenarbeiter Mitteldeutschlands, der Metallarbeiter und andere mehr. Mit größerer Brutalität als je sind die Kapitalisten am Werke, um das im wirtschaftlichen Kampf stehende Proletariat niederzuzwingen. Ihre eigene wirtschaftliche Übermacht, alle organisierten Machtmittel des heutigen Klassenstaates werden ihrerseits mobil gemacht. Und das zu derselben Zeit, wo die schamlos räuberische Wirtschaftspolitik den Ärmsten an Brot und Verdienst Hunderte von Millionen nimmt, um sie den Junkern und Industriefürsten in die überfüllten Geldschränke zu legen! Das zu derselben Zeit, wo Regierung und bürgerliche Parteien auf der Suche nach neuen Steuern sind und sich anschicken, durch den Ausbau des Marinismus uns noch weiter zu treiben in den Maelstrom der Weltpolitik des krachenden Kapitalismus! Diese Weltpolitik ist es, die uns die Blamage von Algieras, die Schmach und Greuel in „unseren“ Kolonien gebracht hat, die uns schier unerträgliche Lasten aufbürdet und die Kriegsgefahr in Permanenz erhält.

Den reaktionären Mächten des kapitalistischen Klassenstaates stellt lähn das Proletariat seine Maitageforderungen entgegen. Sie erschöpfen sich nicht in dem Rufe: Her mit dem Arbeiterschutze, dem Achtstundentag! Angefichts der gekennzeichneten Situation muß ihnen die Lösung hinzugefügt werden: Her mit allen Rechten und Freiheiten, die das Proletariat schlagfertiger und kampffähiger machen gegen den Kapitalismus und seinen Zwillingbruder, den Militarismus! Zu diesen Rechten und Freiheiten gehört neben dem unbeschränkten Koalitionsrecht, dem freien Vereins- und Versammlungsrecht vor allem das **allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht für alle Staatsbürger.** Nicht nur zum Reichstag, sondern auch zu den Einzel-Landtagen und den Kommunalverwaltungen!

Unsere diesjährige Maitage muß zu einem machtvollen Vorstoß zur Erringung dieses Rechtes werden. Der immer dringenderen Forderung der Arbeiterschaft nach Ausschöpfung des ihm so lange vorenthaltenen politischen Gutes haben Regierung und bürgerliche Parteien bisher ein entschiedenes „Nein“ entgegengesetzt. Ja mehr noch, im preussischen Herrenhaus ward durch den Mund des geschneiderten Kanzlers der Grundsatz verkündet, daß gegen die stolze ihr Recht Fordernden die bestehenden Gesetze mit aller Rücksichtslosigkeit und Schärfe ihre Anwendung finden sollen. Die hohen Strafen gegen eine Anzahl unserer Redakteure, wie gegen Wahlrechtsdemonstranten, die vielen noch schwebenden Anklagen beweisen, daß dieser Wink verstanden ward. Bedauern wir

auch die Opfer dieses Kampfes, so begrüßen wir doch die geschaffene Klärung der Situation. Sie zeigt mit aller nur wünschenswerten Schärfe das eine: wie die endgültige Befreiung der Arbeiterklasse das eigene Werk des Proletariats sein muß, so hat es sich auch selbst die Reformen, die Freiheiten und Rechte zu erkämpfen, deren es bedarf, um seine endgültige Befreiung durchzusetzen.

Diese Erkenntnis, welche die jüngsten Ereignisse einmal mehr als richtig bestätigt haben, wird unseren Kampfesmut, unsere Begeisterung erhöhen, und alle, die da mühselig und beladen unter dem Drucke kapitalistischer Ausbeutung leiden, fest zusammenschweißen. Ihrer Kampfbereitschaft, ihrem revolutionären Willen werden die proletarischen Massen in imposanter Demonstration aufs neue am Maiest der Arbeit Ausdruck geben, so daß dessen revolutionärer Klassenkampfcharakter mit aller Macht zur Geltung gelangt. Luise Zieg.

Für das Frauenstimmrecht.

Der diesjährige Weltfeiertag des Proletariats steht für die Arbeiterklasse der mächtigsten und einflussreichsten Einzelstaaten im Deutschen Reiche im Zeichen des Wahlrechtskampfes.

Mit den Demonstrationen für den Achtstundentag, für die Befreiung des arbeitenden Volkes aus dem Joche der kapitalistischen Ausbeutung und der politischen Unterdrückung, für den Völkerfrieden und für die Beseitigung des die Völker ruinierenden und verheerenden, erobersüchtigen Militarismus und Chauvinismus werden die sozialdemokratische Partei und die Gewerkschaften Deutschlands die Abschaffung des Geldsachwahlrechtes, des Dreiklassenwahlsystems in den Mittelpunkt der Demonstration stellen und für alle Körperschaften das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht für alle Personen ohne Unterschied des Geschlechtes, die das zwanzigste Lebensjahr vollendet haben, fordern. Der Kampf gegen das elende Dreiklassenwahlrecht, den Hort aller politischen und wirtschaftlichen Rückständigkeit, die Ursache der Macht des reaktionären Junker- und Kapitalproletariats, muß in immer steigendem Maße propagiert und geschürt werden.

Die Hunderttausende und Millionen von Arbeitsklaven, die am 1. Mai in Deutschland, um die rote Fahne der Sozialdemokratie gefahrt, den Schwur für den Kampf um Freiheit und Recht erneuern, werden zugleich machtvoll gegen die Niedertracht des verübten Wahlrechtsraubes und die Schmach des geltenden Dreiklassenwahlsystems demonstrieren.

Nieder mit dem Geldsachwahlrecht! Her mit dem gleichen Wahlrecht für alle! Das ist der Schlachtruf, der am 1. Mai in jedem Arbeiterherzen Widerhall finden, der die Rassen aufrütteln, die Reihen der Kämpfer füllen, die Organisationen stärken, in unwiderstehlicher Weise die proletarischen Massen revolutionieren und mit glühendem Kampfes-eifer erfüllen wird.

Der Kampf, den die Sozialdemokratie um das Wahlrecht führt, gilt selbstverständlich auch der Eroberung des Frauenstimmrechtes.

In noch stärkerem Maße wie der Proletarier leidet die Proletarierin unter dem in Deutschland geltenden Wahlrecht, welches die Frauen gänzlich von der Teilnahme an Gesetzgebung und Verwaltung ausschließt. Die herrschende Gesetzgebung legt zwar den Frauen in wirtschaftlicher, strafrechtlicher und steuerlicher Beziehung genau dieselben Pflichten auf wie den Männern, versagt ihnen jedoch jede Betätigung an der Gestaltung der gesetzgeberischen Einrichtungen, deren Bestimmungen die Frauen gleich den Männern unterworfen sind.

Dieses „Herrenrecht“, welches die Frauen herabwürdigt und sie zu politischen Parasiten stempelt, zu beseitigen, die politische Unmündigkeit der Frauen aufzuheben, sie zu gleichberechtigten Bürgerinnen zu machen, kann und wird nur das Werk der Arbeiterklasse sein. Das Proletariat hat das größte Interesse daran, daß seine weiblichen Angehörigen das aktive und passive Wahlrecht erlangen, denn mehr wie die Frauen der herrschenden Klassen seufzen und leiden die Proletarierinnen unter den Wirkungen der gegenwärtigen Wirtschaftsweise, unter deren Herrschaft die Arbeiterklasse gewaltsam geistig und körperlich niedergehalten wird und die Volksmassen in Not und Elend versinken.

Unser Maiest, welches dem Kampfe geweiht ist, soll den Genossinnen ein Sporn sein, energisch die Agitation für das Frauenstimmrecht zu betreiben. Nicht nur in den Maierversammlungen, sondern vorher und nachher in der Presse, in Versammlungen, in Vereinen und im Familienkreis muß Aufklärung und Belehrung verbreitet werden über die Bedeutung und Notwendigkeit des Frauenstimmrechtes. Die Sozialdemokratie schließt das Frauenstimmrecht in die Forderung des allgemeinen gleichen, direkten und geheimen Wahlrechtes ein — für uns gibt es weder ein Menschenrecht noch ein Klassenprivileg. Gleiches Recht für alle! Im Kampfe für gleiches Recht müssen alle — Männer und Frauen — gemeinsam die gegnerischen Bollwerke belagern, gemeinsam die feindlichen Festungen stürmen.

In anderen Ländern haben die Frauen bereits ganz oder teilweise das Wahlrecht. Jenseits des Meeres, in Amerika und Australien, wählen die Frauen und bekleiden öffentliche Ämter im Staate und in der Gemeinde. Auch in Europa, in den skandinavischen Ländern und in England, sind die Frauen politisch nicht so rechtlos gestellt wie in Deutschland.

Das Sprachrohr der herrschenden Gewalten in Deutschland, der zitatenfrohe Reichskanzler Fürst Bülow, erklärte zwar „Deutschland in der Welt voran“, aber der politische und soziale Tiefstand Deutschlands, seine Rückständigkeit in Fragen der Kultur und Gleichberechtigung nicht nur der Regierung, sondern auch der Besitzenden und dadurch herrschen-

den Klassen dokumentiert sich neben anderem auch deutlich in dem Ausschluß der Frauen von politischen Rechten, in der Verweigerung des Frauenstimmrechtes. Alle Gründe moderner Kultur- und Rechtsanschauung, die stetig wachsende Zahl weiblicher Arbeitskräfte auf allen Gebieten des Wirtschaftslebens, alles spricht für das Frauenstimmrecht — dagegen kämpft nur wirtschaftliche Ausbeutung und politische Rückständigkeit der gesetzgeberisch maßgebenden Klassen und öffentlichen Gewalten mit allerlei Scheingründen.

Wenn, angeregt durch die Sozialdemokraten, in den Parlamenten — namentlich im deutschen Reichstag — das Frauenstimmrecht besprochen und gefordert wird, dann erklären die Vertreter der Besitzenden Klassen: die Frauen seien für dieses politische Recht noch nicht reif und vertrauen die nach Gleichberechtigung rufenden Frauen auf eine spätere Zeit. Das sind jämmerliche Ausflüchte, die nur den mangelnden Willen und die Abneigung, auf Vorrechte zu verzichten, verdecken. Einzig die Vertreter des in der Sozialdemokratie politisch organisierten Proletariats treten ehrlich und energisch für das Frauenstimmrecht ein — und erst wenn das Proletariat die bürgerliche Gesellschaft siegreich überwunden hat, erst dann wird auch den Frauen die Ausübung ihrer Menschenrechte auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens gesichert sein.

Zur Propagierung dieses großen Menschheitsideals, zur Förderung einer wahrhaft gerechten, nicht auf Ausbeutung und Unterdrückung der Volksmassen berechneten Gesellschaftsorganisation findet sich das Proletariat aller Länder am 1. Mai allüberall zusammen, um einig und geschlossen den Weg zu bahnen für seine Freiheit, allen Gewaltthabern zum Trotz.

Die Proletarierinnen Deutschlands werden dabei nicht fehlen, dafür bürgt die eifrige und erfolgreiche Agitation, die von den Genossinnen in allen Gauen des Reiches betrieben wird. Gemeinsam mit den Arbeitsbrüdern, Hand in Hand mit den Kämpfern gegen Unrecht und Ausbeutung in jeder Form werden die proletarischen Frauen das Maiest zu einem Tage glühenden Protestes gegen die Macht der heutigen Gesellschaft gestalten, an dem die ziel- und klassenbewußten Arbeiter aller Länder den Treuschwur erneuern, den ihre Vertreter auf den internationalen Kongressen dem revolutionären Sozialismus geleistet haben.

Vorwärts, Genossinnen! Rüstet zum 1. Mai, der den Kampf des Proletariats erhellt, der auch dieses Jahr ein Schritt weiter sein wird auf der Siegesbahn, an deren Ziel als ein wichtiges Mittel zur Befreiung des Proletariats winkt:

Das Frauenstimmrecht!

Paul Singer.

Acht Stunden!

Der Freitag des kämpfenden Proletariats naht. Die Natur hat sich zu seinem würdigen Empfang bereitet. Frisches, saftiges Grün und zarte, duftige Blätter prangen an Sträuchern und Bäumen. Überall unbefiegbares Leben, schwellende Kraft und leuchtende Schönheit. Ein Sehnen und Hoffen raunt durch Natur und Menschenseele, das Hoffen auf Frucht und Ernte.

Millionen aber sehen von der Maiherrlichkeit nichts, sie sind des Rechtes zur Lenzesfreude beraubt durch eine Macht, die alles Menschliche niederdrückt. Diese Macht ist der Kapitalismus. Millionen von Männern und Frauen, von Knaben und Mädchen spannt er in sein Joch. In einförmiger Arbeit in der Fabrik oder im Heim, im Kontor und Verkaufsladen, im Berg- und Hüttenwerk oder in der Landwirtschaft müssen die Ausgebeuteten Mehrwert für die Kapitalistenklasse schaffen. Und in allen Kulturländern ist das Weib das begehrteste Ausbeutungsobjekt. Viele Hunderttausende und aber Hunderttausende Proletarierinnen fronden 10 und 11 Stunden und noch mehr. Zu der Arbeitszeit kommen die Wege zwischen Wohnung und Arbeitsplatz, Überstunden, Nach-Feierabend-Arbeit usw. Der Kapitalismus verweigert den Frauen wie allen Ausgebeuteten die Zeit zum Genießen des Schönen, das Natur oder Kunst beut; er verweigert ihnen sogar die Zeit zur Pflichterfüllung in Familie und Gesellschaft, die Zeit zur Ruhe und Pflege des Körpers, zur Befriedigung und Entfaltung des Geistes. Das Kapital konfisziert die Jugendblüte und Jugendfreude der jungen Mädchen, es konfisziert aber auch die Familienmutter, wie Karl Marx sich ausdrückt. Mehr als 26 Prozent der Arbeiterinnen sind verheiratete Frauen! Du Gebenedeiete unter den Weibern, du junge Mutter, müßt deinen Neugeborenen im Stiche lassen, denn du hast keine Wohnung, keine Kleidung, kein Brot für dich und deinen Liebling, wenn du nicht verdienst und dich damit dem Machtgebot des Kapitals unterwirft. Was schiert das Kapital deine Mutterschaft, dein Kind? Es hat Heißhunger nach deiner Arbeitskraft, die ihm reichen Profit bringt. Die ausgebeutete Frau mag vorzeitig sterben und sterben. Das Kind mag aufwachsen ohne Liebe, Pflege und Erziehung, es mag sterben oder verderben. Zahllosen Proletarierkindern fällt dieses Los. Viele Tausende sterben. In den Fabriksdörfern verlassen bis 45 Prozent der Säuglinge diese „beste aller Welten“, weil die Mutter 10 und mehr Stunden des Tages um des Brotes willen der Kapitalistenklasse zinsen muß. Tausende von proletarischen Kleinen verkümmern an Leib und Seele, bevölkern die Krankenhäuser, wachsen zu Insassen der Besserungsanstalten und Zuchthäuser heran.

Die ausbeutende und herrschende Kapitalistenklasse sechsen die himmelschreienden Übel der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen nicht an. Sie hat nicht einmal genügendes Verständnis dafür, daß sie insbesondere mit der gewissenlosen Auswucherung der weiblichen, jugendlichen und kindlichen Arbeitskräfte künftige Ernten im Saline ab-

mählt, die Quellen nationaler Kraft verschüttet. Das Kapital will allein Herr sein. Es strebt daher danach, Leib und Geist der Arbeitenden zu unterjochen, auch um den Preis der Vernichtung körperlichen und geistigen Lebens. Es haßt den denkenden Menschen, der sich gegen seine Herrschaft auflehnt, es braucht lebendige Arbeitsmaschinen, die Mehrwert schaffen, feige, denkfaule Sklaven, die nicht mücken.

Die Forderung verkürzter Arbeitszeit, zumal des Achtstundentages, ist angesichts der Lage der Dinge die Proklamierung der Menschenrechte der Arbeiter und Arbeiterinnen. Sie schließt in sich die Anerkennung ihres Rechtes auf Ruhe und Gesundheit, auf Pflege des Körpers und Entwicklung des Geistes, auf Familienglück und Anteilnahme an den Kulturwerten. Sie befragt, daß die Proletarier mehr sind als „Hände“, daß sie Menschen, Glieder der Familie, des Staates, der Gesellschaft sind. Daher richtet das klassenbewußte Proletariat, wie der Internationale Kongress zu Paris 1889 beschlossen hat, an die öffentlichen Gewalten die Forderung, den achtstündigen Arbeitstag gesetzlich festzulegen.

Je mehr die Frau als Ausgebeutete unter der Fuchtel des Kapitals leidet, je mehr sie sich selbst und den Ihrigen schuldig bleiben muß, um so wichtiger ist es für sie, daß die kämpfende Arbeiterklasse der bürgerlichen Welt den gesetzlichen Achtstundentag abtrotzt. Ist er errungen, so wird die Arbeiterin zu freierem, stolzerem Menschentum emporsteigen. Die Stunden und Kräfte, welche der Achtstundentag der Lohnsklaverei entzieht, kommen ihrem leiblichen Wohle, kommen aber vor allem auch der Entfaltung und Betätigung ihres geistigen Lebens zugute. Sie kann sich bilden, mehr von Wissenschaft, Kunst und Natur haben als die armenigen Brosamen, die sie jetzt mit Nacharbeit und Darben erlausen muß. Die Arbeiterin vermag als Weib, als Mutter zu leben, ihren Kindern, ihrem Manne ein erquickendes Heim aufzubauen, eine trauliche Stätte körperlichen und geistigen Gedeihens. Sie erhält größere Bewegungsfreiheit, sich aufzuklären und als organisierte Klassenkämpferin ihre volle Pflicht und Schuldigkeit zu tun, sich damit als Staats- und Gesellschaftsbürgerin zu betätigen.

Der Achtstundentag wird den Mut und die Energie steigern, womit das Proletariat den Kampf gegen den Kapitalismus führt. Denn die Kraft, die den Ausgebeuteten in folge der kürzeren Arbeitszeit bleibt, die größere Einsicht, welche die Frucht vermehrter Muße ist, werden sie zum wuchtigeren Ansturm gegen die kapitalistische Ordnung befähigen. Der Achtstundentag bedeutet eine wichtige Etappe auf dem Marsche zur Menschheitsbefreiung.

Die Maifeier ist der inposante Ausdruck der geistigen Einheit des Weltproletariats, das seiner Klassenlage bewußt geworden ist. In allen Ländern dasselbe Elend, aber auch die gleiche Erkenntnis seiner Ursachen und der gleiche Wille zu einer sozialen Neuordnung der Dinge. Und allüberall ein mächtiges Anschwellen der Scharen derer, die für ihr Menschentum kämpfen. Wie sie ohne Unterschied der Nation und des Glaubens zusammenstehen, so auch ohne Unterschied des Geschlechtes. Die gleiche Idee befeelt Mann und Weib im Proletariat aller Länder. Darum heraus aus euren dumpfigen Fabriken, Kontoren und Läden, heraus aus euren düsteren, armenigen Wohnungen, heraus, ihr Proletarierinnen in Stadt und Land, zur Maifeier! Sie soll die Heere der Kämpfenden vermehren und die Begeisterung für die hehre Sache des Proletariats zu heller Flamme entfachen. Sie soll ihr Teil dazu beitragen, den herrlichen Völkermar der Zukunft herbeizuführen, an dem es keine Herren und Knechte mehr gibt, keine Überfatten und keine Hungerigen, keine Überverfeinerten und keine Verrohten und Verdamnten. Ihr gedrückten und getretenen Proletarierinnen, laßt eure Sorgen hinter euch, schaut vorwärts, euren Hoffnungen und Siegen entgegen! Sammelt euch um das leuchtende, rote Banner, welches dem Proletariat voranweht auf seinem Marsche durch die Wüste der kapitalistischen Ordnung nach dem gelobten Lande des Sozialismus! Ottilie Baader.

Wir verlangen Rechenschaft.

In diesem Jahre werden sich hoffentlich auch recht viele Arbeiterinnen an der Maifeier beteiligen. Haben uns doch gerade die Ereignisse des letzten Jahres die unerträglichen Folgen der jetzigen Ausbeutungswirtschaft aufs deutlichste gezeigt.

Wir erfreuten uns wieder einmal eines sehr guten Geschäftsjahres. Die Großkapitalisten haben denn auch Riesengewinne eingefekelt. Was aber hat das Jahr für die Arbeiter und Arbeiterinnen gebracht? Hierüber Rechenschaft zu verlangen, ist unsere Pflicht an dem Tage der Maifeier. Der Beschluß des Internationalen Arbeiterkongresses zu Paris im Jahre 1889, durch welchen die Maifeier festgelegt worden ist, wurde gefaßt, nachdem der Kongress unmittelbar vorher erklärt hatte: „Eine wirksame Arbeiterschutzesetzgebung ist in allen Ländern, welche von der kapitalistischen Produktionsweise beherrscht werden, absolut notwendig.“ Demgemäß haben die Arbeiter im Laufe der Jahre bei jeder Maifeier von neuem die Forderung nach einer wirksamen Arbeiterschutzesetzgebung erhoben.

Die Stimme des Internationalen Arbeiterkongresses ist auch nicht ganz ungehört verhallt. Die Regierungen antworteten zunächst im Jahre 1890 darauf mit der „Internationalen Arbeiterschutzeskonferenz“ zu Berlin, welche Stellung nahm zu der Regelung der Arbeit in Bergwerken, der Regelung der Sonntagsarbeit, der Regelung der Kinderarbeit und der Regelung der Frauenarbeit. Die Beschlüsse dieser Konferenz entsprachen aber ganz und gar nicht der Forderung der Arbeiter nach einer wirksamen Arbeiterschutzesgesetzgebung. Ebenso steht es mit den kläglichen Schut-

gesehen, zu welchen die einzelnen Staaten sich nach dieser Konferenz herbeiließen.

Daher mußten die Arbeiter ihre Forderung nach einer wirksamen Arbeiterschutzesgesetzgebung immer nachdrücklicher wiederholen. Im letzten Jahre endlich schienen die Regierungen zu einem weiteren Schritte auf der Bahn der internationalen Arbeiterschutzesgesetzgebung bereit zu sein. Es trat die Internationale Arbeiterschutzeskonferenz in Bern zusammen; die Regierungen hatten also Gelegenheit, das, was sie vor 15 Jahren nicht leisten konnten, jetzt nachzuholen.

Die Vertreter der deutschen Reichsverwaltung hatten dazu einen ganz besonderen Grund. Als es sich nämlich auf der Internationalen Arbeiterschutzeskonferenz in Berlin darum handelte, einen gesetzlichen Maximalarbeitszeit für die Arbeiterinnen festzulegen, hatte der großbritannische Delegierte, Herr Scott, beantragt, daß die Arbeit der Frauen einen Durchschnitt von zehn Stunden täglich nicht überschreiten dürfe; dieses System sei in seinem Lande in Kraft, und jeder fahre gut dabei. Ferner empfahl der ungarische Delegierte, Herr Dr. v. Schmierer, die Annahme des Maximalarbeitszeit von zehn Stunden. Hiergegen aber wendete sich namentlich der deutsche Delegierte, Herr Koehlin, und wurde dabei von dem österreichischen Delegierten, Herrn Baron v. Plappart, unterstützt. Beide Herren, so heißt es im amtlichen Protokoll, „führten den Nachweis, daß es bei dem gegenwärtigen Zustand der Industrie und den sozialen Verhältnissen unmöglich sei, auf die Zahl von zehn Stunden herunterzugehen, daß man aber vielleicht in der Folge dazu gelangen könne“. Bei der Abstimmung erklärten sich vier Staaten: Ungarn, Frankreich, Großbritannien und Portugal für zehn Stunden, dagegen für elf Stunden Deutschland, Österreich, Dänemark, Italien, Luxemburg, die Niederlande, Schweden und Norwegen, also acht Staaten. Drei Staaten: Belgien, Spanien und die Schweiz enthielten sich der Abstimmung. Wären Deutschland und Österreich für zehn Stunden eingetreten, dann hätte sich fraglos die Mehrheit dafür entschieden. So haben Deutschland und Österreich es verschuldet, daß der viel zu lange elfstündige Maximalarbeitszeit auf der ersten Internationalen Arbeiterschutzeskonferenz der Regierungen festgelegt wurde. Und im eigenen Lande hat das Deutsche Reich dann ebenfalls diesen Maximalarbeitszeit zum Gesetz erhoben für diejenigen Arbeiterinnen, die überhaupt bisher geschützt sind.

Nun waren die Gründe, welche die Vertreter des Deutschen Reiches und Österreichs gegen den zehnstündigen Maximalarbeitszeit geltend gemacht, schon damals, im Jahre 1890, nicht begründet. Der damalige „Zustand der Industrie“ und die zu jener Zeit herrschenden „sozialen Verhältnisse“ erheischten vielmehr im Interesse der körperlichen und geistigen Gesundheit der Arbeiter, die Verkürzung des Maximalarbeitszeit für Arbeiterinnen auf zehn Stunden, ja sogar auf eine noch kürzere Zeit. Inzwischen aber hat sich unsere Industrie so weit entwickelt, und unsere sozialen Verhältnisse haben sich so weit verschärft, daß selbst fast alle bürgerlichen Praktiker und Theoretiker die dringende Notwendigkeit eines kürzeren gesetzlichen Maximalarbeitszeit für die Arbeiterinnen anerkennen. Der einzige Einwand, der noch vorgebracht wird, ist, daß in einigen rückständigen Staaten die Arbeitszeit ebenso lang oder gar noch länger als bei uns ist.

Daß auch dieser Umstand nicht entscheidend sein darf, hat die Erfahrung zur Genüge gelehrt. Auf dem Weltmarkt sind die konkurrenzfähigen Staaten nicht diejenigen mit den schlechtesten Arbeiterschutzesgesetzen, sondern diejenigen, in denen die Arbeiter am besten geschützt sind und deshalb einen höheren Grad der Leistungsfähigkeit erreicht haben. Wie dem aber auch sei, gerade diejenigen, die sich auf die Konkurrenz der rückständigen Staaten als auf einen Grund gegen den notwendigen Ausbau unseres Arbeiterschutzes berufen, hätten die Pflicht gehabt, es durchzusetzen, daß wenigstens im vorigen Jahre auf dem Internationalen Kongress zu Bern die Arbeiterinnen von der unverantwortlich langen Arbeitszeit befreit würden. Hierbei hätte das Deutsche Reich ganz besonders mitwirken müssen, um das Versprechen vom Jahre 1890 zu erfüllen: „daß man aber vielleicht in der Folge dazu“ (zu einer kürzeren Arbeitszeit) „gelangen könne“. Endlich wäre ein guter Erfolg sicher nicht ausgeblieben, da bereits mehrere Staaten mit dem elfstündigen gesetzlichen Maximalarbeitszeit sehr gut ausgekommen sind und sich anschicken, die Arbeitszeit noch weiter herabzusetzen.

Aber auch die Internationale Arbeiterschutzeskonferenz in Bern im vorigen Jahre hat in dieser Beziehung völlig versagt. Sie beschäftigte sich außer mit dem Weißphosphorverbot in der Zündholzindustrie nur noch mit dem Verbot der industriellen Nachtarbeit der Frauen, das in der Form ausgesprochen wurde, daß die Arbeiterinnen in der Zeit von 10 Uhr abends bis 5 Uhr morgens nicht beschäftigt werden sollen, und ihnen eine Ruhezeit von mindestens 11 Stunden eingeräumt werden muß. Hiernach bleibt noch die Zeit von 13 Stunden für die Beschäftigung der Arbeiterinnen übrig. Solche Beschlüsse sind geradezu ein Hohn auf die Forderung der Arbeiter nach einer wirksamen Arbeiterschutzesgesetzgebung. Sie dienen für Deutschland nur dazu, daß sich die Gegner einer wirksamen Arbeiterschutzesgesetzgebung auf sie als einen Grund gegen den Ausbau unseres Arbeiterschutzes berufen.

Nach dieser Methode wird bei uns in der Tat gearbeitet. Alle die Anregungen, welche die klassenbewußten Arbeiterinnen für einen wirksamen Arbeiterschutzes gemacht haben, werden mit dem Hinweis auf die Konkurrenz der rückständigsten Staaten beiseite geschoben. So kommt es, daß die deutsche Arbeiterschutzesgesetzgebung in keinem einzigen Punkte genügt. Wir brauchen nur die Anregungen durch-

zugehen, welche auf dem Parteitag in Dresden 1903 angenommen wurden. Darunter anderem verlangt: Die Einführung des gesetzlichen Achtstundentags für alle erwachsenen Arbeiterinnen, der durch eine stufenweise Herabsetzung der täglichen Arbeitszeit auf 10 bzw. 9 Stunden für eine kurze, gesetzlich bestimmte Übergangszeit vorbereitet werden kann. Wir haben aber noch immer den elfstündigen Maximalarbeitszeit für die Fabrikarbeiterinnen. Ein großer Teil der anderen Arbeiterinnen steht ganz schutzlos da. Die Überstundenarbeit ist noch immer üblich, und nicht einmal Sonnabendnachmittag haben die Arbeiterinnen frei. In einer Reihe von solchen Beschäftigungsarten, welche dem weiblichen Organismus ganz besonders schädlich sind, müssen die Arbeiterinnen ihre Gesundheit opfern. Das Elend der Hausindustrie dehnt sich immer weiter aus. Selbst Schwangere und Wöchnerinnen entbehren vielfach des nötigen Schutzes. Endlich wird den Arbeiterinnen die Wahrung ihrer Rechte durch ihre Mitarbeit in den gewerkschaftlichen und politischen Arbeiterorganisationen nur zu oft erschwert, selbst unmöglich gemacht.

Dies ist die Antwort, die wir erhalten, da wir Rechenschaft verlangen über das, was für eine wirksame Arbeiterschutzesgesetzgebung geschehen ist. Trotz des guten Geschäftsganges im letzten Jahre, trotz der Riesengewinne der Unternehmer herrschen noch immer unerträgliche Zustände für die Arbeiterinnen. Die herrschende Klasse läßt sich auf ihrer Jagd nach Profit weder durch wissenschaftliche Gründe noch durch rührende Predigten im mindesten aufhalten. Nur durch den Druck einer starken, zielbewußten Arbeiterinnenbewegung ist die herrschende Klasse zu zwingen, auf unseren Ruf: „Wir fordern Rechenschaft, mehr als bisher zu achten. Daher heißt es jetzt für jede denkende Arbeiterin, all ihre Kräfte einzusetzen, unermüdet ihre Klassengenossinnen aufzuklären und sie für den gemeinsamen Kampf zu gewinnen.“

Gustav Hoch.

Fort mit dem Militarismus!

Fort mit dem Militarismus! So schallt am 1. Mai die Losung der zielbewußten Arbeiterklasse über den Weltball. Und diese Losung gewinnt mit jedem Jahre an Bedeutung. Mit der fortschreitenden kapitalistischen Entwicklung wachsen in allen Ländern Militarismus und Marinismus riesenhaft, macht sich eine abenteuer- und raufstüchtige Weltmachtpolitik breit, vermehrt sich der Zündstoff für verderbenschwangere Kriege, werden die Söhne des Volkes zum Kampfe gegen „den inneren Feind“ gedrückt. — Wer aber hätte ein größeres Interesse daran, gegen die drückende Last und die drohenden Gefahren des Militarismus und seine Geschwister sich protestierend, kämpfend zu erheben, als die Frauen und Töchter der ausgebeuteten Massen? Holt doch der Moloch aus ihrem schmalen Beutelchen oft genug den letzten Nidel für Kasernen, Panzerschiffe und Mordwerkzeuge heraus, und zu der Steuer an Gut fordert er die an Blut ein, indem er Söhne und Brüder in die „Ferienkolonien“ zwingt und sie mit samt den Gatten und Vätern eines schönen Tages aufs Schlachtfeld stößt oder bei Streiks und Rechtsforderungen zum Niedertreten der begehrlischen „Glenden“ kommandiert.

Fort mit dem Militarismus, er plündert die Kassen der Staaten, die Taschen der Armen und Armsten. Erst vor kurzem ist in Deutschland wieder die Aufmerksamkeit der Arbeiterinnen auf den nimmersatten Appetit des dreiföpfigen Ungeheuers gelenkt worden, das sich vom Mark und Blut des arbeitenden Volkes nährt. Die Regierung verlangte und der Reichstag bewilligte mit Pudelgehorsam einen weiteren Ausbau des Marinismus. Der Mannschäftsbestand der Flotte wird „vorläufig“ bis 1920 alljährlich nicht unbedeutend erhöht, was eine entsprechende Steigerung der Riesensummen bedingt, welche auf dem Altar Agis geopfert werden. Wie lange noch, und das „herrliche Kriegsheer“ wird ebenfalls wieder einmal nach weiterer Ausgestaltung und Erfolgen „schreien“. Von 1872 bis 1902 hat das Deutsche Reich nicht weniger als 20 Milliarden, 118 1/2 Millionen direkt für Heer und Marine verausgabt. Dazu kommen noch die vielen Millionen für die Verzinsung der Kapitalien, welche Deutschland zu militaristischen und marinitischen Zwecken gepumpt hat; die anderen vielen Millionen, welche die törichte Kolonialpolitik mit ihrem Drum und Dran verschlang. Und diese fabelhaften Summen, die man kaum auszudenken vermag, sind fast ausschließlich durch die Besteuerung des unentbehrlichsten Lebensbedarfes aus den werktätigen Massen herausgepreßt worden. An ihnen hängen auch unsägliche Arbeitsqualen, Sorgen und Entbehrungen der proletarischen Frauen. Nach einer Berechnung aus dem Jahre 1903 mußte jeder Deutsche rund 21 M. für Heer und Marine steuern. Das ist eine bedeutende Summe für eine Arbeiterin.

Fort mit dem Militarismus! Er hindert das Emporblühen gefunden kulturellen Lebens. Es leiden alle Kulturaufgaben, die im Interesse der Arbeiterin und der Frauen gelöst werden müßten, weil Militarismus, Marinismus und Kolonialpolitik die Reichskassen aufs gründlichste plündern. Die Millionen tanzen lustig, wenn es sich darum handelt, Kasernen und Schießplätze zu errichten, mehr Panzerschiffe und Kanonen zu beschaffen. Das Reich hält den Daumen fest auf den Beutel, sobald die Forderung einer ersten Wohnungsreform erhoben wird, um Tausende und aber Tausende Proletarier aus ihren traurigen, ungesunden Höhlen zu reißen; sobald Mittel geheischt werden, um die Kinder des Volkes zu körperlich und geistig gesunden und starken Menschen zu erziehen, sobald es Einrichtungen gilt, der unverschuldeten Not der Massen zu wehren. Die Seiten dieses Blattes würden nicht ausreichen, all die kulturellen Aufgaben auch nur aufzuzählen, welche über der Groß-

päpplung des Militarismus und seines Geschwisterpaares gräßlich vernachlässigt werden.

Fort mit dem Militarismus! Er trägt Ruin und Tod in die Länder, Herzleid und Elend in die Familien. Der Machtstiel der Herrschenden, die Tölpel der Diplomaten, die Geldsackinteressen der Kapitalistenklänge, die sich eine Sphäre der Ausbeutung streitig machen, können Kriege entfachen, deren barbarische Greuel mit der steigenden Kultur nicht abgenommen haben, sondern entsetzlicher geworden sind. Hat nicht der russisch-japanische Krieg gezeigt, daß dank der Fortschritte der Technik das Massenmorden Formen angenommen und Schrecknisse gezeitigt hat, die einer höllischen Phantasie entsprungen zu sein scheinen? Der Proletarierin krampft sich das Herz zusammen bei dem Gedanken, daß ihr Gatte, ihr Sohn, ihr Bruder im Völkermorden töten muß oder getötet werden kann, blühende Menschen in Krüppel verwandelt und selbst vielleicht als Krüppel, als Siecher zurückkehrt, der den Leierlasten drehen darf, um nicht zu verhungern.

Fort mit dem Militarismus! Er ist ein Werkzeug der Klassenherrschaft der Ausbeuter über die Ausbeuteten, der Unterdrücker über die Unterdrückten. Sein Wesen atmet darum Brutalität und Gewalt und steht im schroffsten Gegensatz zu allem bürgerlichen Leben. Er reißt die Söhne des Volkes aus ihrem Beruf und unterwirft sie einem Drillsystem, das den Geist lähmt, den Willen bricht, den Menschen zur Maschine entwürdigt. Er gewöhnt an Noheiten, unter denen nur zu oft Frau und Kinder leiden. Er zeitigt Schinderei und Blutrurteile, die Mütter und Bräute erzittern machen. Aufs schärfste zugespitzt, spiegelt er in der Scheidung zwischen „Gemeinem“ und Offizieren den Klassengegensatz zwischen reich und arm wider; der bornierteste Kastengeist mit all seinem Gefolge von demoralisierenden Eigenschaften wird durch ihn geächtet. Er degradiert den Mann in Waffen zu einem Bürger zweiter Ordnung, der weder durch die Organisation noch mit dem Stimmzettel seine Interessen und die der Seinigen verteidigen darf. Er will den Sohn des Volkes zum Kampfe gegen sein eigen Fleisch und Blut zwingen. „Der Soldat muß auf Vater und Mutter schießen, wenn der oberste Kriegsherr es befiehlt“, dies Wort muß jede Arbeiterin über das Wesen des Militarismus aufklären und zu seiner Todfeindin machen. Die Dreieinigkeit der Infanterie, Kavallerie und Artillerie soll die kapitalistische Ordnung der Ausbeutung und Unfreiheit erhalten.

Fort mit dem Militarismus, so erklären daher am 1. Mai in Gemeinschaft mit Millionen kämpfender Brüder die proletarischen Frauen, welche befreiungsschnüchelig in die Zukunft schauen. Wir fordern, entsprechend dem sozialdemokratischen Programm, Erziehung zur allgemeinen Wehrhaftigkeit. Volkswehr an Stelle der stehenden Heere. Entscheidung über Krieg und Frieden durch die Volksvertretung. Schlichtung aller internationalen Streitigkeiten auf schießgerichtlichem Wege. Das sind Forderungen, welche der kapitalistische Gegenwartstaat sofort erfüllen kann, im Interesse des Volkes und der Kultur erfüllen müßte. Aber trotz alledem wird er ihnen ein starres Nein entgegenzusetzen. Die Ausbeutenden und Herrschenden wissen, daß die allgemeine Volksbewaffnung die beste Schutzwehr für die Rechte und Freiheiten der Massen ist. Die Macht des kämpfenden Proletariats muß daher den Militarismus stürzen. Krieg dem Kriege und dem System, das zu ihm treibt, der Gesellschaftsordnung, die ihn erzeugt! Hoch der Klassenkampf, welcher dem Völkerrfrieden die Wege bereitet!

W. Rühl.

M. A. Spiridonowa.

Die lange Reihe Greuelthaten des russischen Absolutismus ist um ein ganz besonders scheußliches Verbrechen vermehrt worden, und der Martyrolog der russischen Revolution weiß einen neuen Namen auf: den der 21jährigen Spiridonowa. Dieses junge Mädchen, dem Aussehen nach ein zartes, schönes Kind, trat dem Bisgouverneur von Tambow, Luschenowsky, als Richter und Rächer gegenüber. Es erschloß ihn, einen der blutigsten zarischen Henker, zur Strafe für die Morde, Auspeitschungen und Mißhandlungen, deren er sich an den aufständischen Bauern schuldig gemacht hatte. Die Spiridonowa wurde auf der Stelle verhaftet, und noch ehe sie vor dem Kriegsgericht erschien, mußte sie seitens ihrer Schergen die schrecklichsten Mißhandlungen, leibliche und seelische Folterqualen erdulden, die das größte Aufsehen, die höchste Empörung erregten, obgleich man in Rußland an die Mißhandlung von Revolutionären gewöhnt ist. Ein Brief, den die Spiridonowa aus dem Gefängnis an ihre Genossen richtete, und den die Petersburger Zeitung „Ruf“ veröffentlicht hat, enthielt darüber, was folgt. Bei der Verhaftung wurde die „Verbrecherin“ unarmherzig mit Kolbenschlägen traktiert, am Haar emporgehoben, zu Boden geschleudert, am Bein die Treppe herunter geschleift usw. Bewußtlos und fiebernd kam sie im Polizeigefängnis an. Allein das Entsetzliche stand ihr hoch bevor.

„Um ein oder zwei Uhr,“ so heißt es in dem Brief, „kamen der Polizeileutnant Schdanow und der Kosakenoffizier Abramow in meine Zelle. Sie blieben bis elf Uhr abends da. Sie verhörten mich und folterten mich dabei in so ausgefuchter Art, daß selbst Zwan der Schreckliche sie darum beneidet hätte. Mit einem Fußtritt schleuderte mich Schdanow in die eine Ecke der Zelle, wo mich der Kosakenoffizier erwartete und mir auf den Rücken trat; dann schleuderte er mich wieder Schdanow zu, der mir auf den Hals trat, und so fort. Darauf zogen sie mich aus, befahlen, die ohnehin kalte Zelle nicht zu heizen, schlugen mich mit

ihren Nagaias und sagten, jedesmal fürchterlich fluchend: „Nun, mein Fräulein, halte mal eine feurige Rede!“ Mit einem Auge konnte ich nicht mehr sehen, die rechte Hälfte des Gesichts war furchtbar zerfurcht, sie drückten die wunden Stellen und fragten hämisch: „Tut's weh, mein Liebchen? Sag, wer sind deine Genossen?“ Ich siebte und rebete oft irre und fürchtete, in meinen wirren Reden etwas zu sagen, was den Werdarmen hätte nützen können. Als mir das volle Bewußtsein wiederkehrte, machte ich meine Aussagen. Sie riefen einen wahren Sturm von Empörung hervor: man riß mir die Haare ein nach dem andern aus, man löschte glimmende Zigaretten an meiner Haut und sagte: „So schrei doch, Luder!“ Um mich zum Schreien zu zwingen, traten sie mir mit ihren dicken Stiefeln auf die bloßen Füße und riefen: „So schrei doch! Bei uns im Dorf schreien die Wädeln wie besessen dabei, und das kleine Ding will nicht schreien. Warte nur, über Nacht kommst du zu den Kosaken.“ „Nein,“ sagte der Kosakenoffizier Abramow, „erst kommen wir daran, und dann die Kosaken... In einem Extrazug brachte man mich nach Tambow.“ Der Zug geht langsam, es ist kalt und dunkel. Abramow flucht fortwährend. Man spürt den Hauch des Todes. Sogar den Kosaken wird unheimlich zu Mute. „Singt doch, Kerl, singt, das Luder soll inmitten unserer Lustigkeit krepieren!“ Ich siebte wieder, ich habe Durst, aber Wasser ist nicht da. Der Offizier geht mit mir in das Wagenabteil zweiter Klasse. Er ist betrunken und freundlich, seine Arme umfassen mich, knipsen das Kleid auf, die trunkenen Lippen flüstern: „Welche weiche Brust, welch schöner Leib!...“ Ich habe keine Kraft ihn zurückzustoßen. Ich habe auch keine Kraft, um Hilfe zu rufen. Aber es wäre auch wohl unnütz. Ich hätte mir gern den Kopf zerschmettert, aber der vertierte Offizier verhindert es. Er verfehlt mir einen furchtbaren Schlag, um den Widerstand meiner fest zusammengepreßten Beine zu lähmen. Der Offizier beugt sich über mich, streichelt mein Kinn und flüstert zärtlich: „Warum knirschen Sie so mit Ihren kleinen, weißen Zähnen? Sie werden sie zerbrechen!“ Ich hielt mich die ganze Nacht wach, da ich von seiner Seite das Schlimmste befürchtete. Vor der Ankunft in Tambow schlief ich doch auf eine Stunde ein, ich erwachte, als ich schon seine Hand auf mir fühlte... Auf dem Wege vom Bahnhof nach dem Gefängnis sagte er zu mir: „Sehen Sie, ich umarme Sie!“ In Tambow siebte ich wieder und bin sehr krank.

Die bestialischen Untaten, die an ihr verübt worden sind, haben die Lebenskraft der Spiridonowa gebrochen. Sie steht schlecht — im Anfang schien es, daß sie das Schwerkraft vollständig verloren habe — und hört beinahe gar nicht mehr. Rasend schnell entwickelt sich die Schwindelsucht. Zu allen übrigen Leiden soll ihr Schänder noch die Syphilis auf sie übertragen haben. Bei der Verhandlung ihrer Prozesse lassen die Aussagen zweier Ärzte einen Rückschluss auf die unsäglichen Qualen zu, welche die Freiheitskämpferin erlitten hat. Einer davon hat die Spiridonowa viele Tage nach ihrer Mißhandlung untersucht und konstatiert, daß sich auf ihrem Körper zahllose Spuren von Schlägen und Martern befanden. Herzzerreißendes ging aus den Angaben des Gefängnisarztes Fink hervor, der die Spiridonowa untersuchte, als sie, kaum atmend, eingeliefert wurde, nicht bloß eine unbeschreiblich Gemüthsdelte, sondern eine Vergewaltigte obendrein. Was Fink feststellte, das ist noch schlimmer als alles, was man auf Grund des Briefes der Spiridonowa und der Zeugenaussagen ahnen konnte. Kaum faßbar scheint, daß das zarte, schmachtige Geschöpf all die gräßlichen leiblichen und seelischen Qualen ertragen konnte. Und doch ist in dem zerfollerten Körper der Geist trotz aller erduldeten Martern stark geblieben. Wohl erschien die Spiridonowa als eine vom Tod Gezeichnete vor ihren Richtern, aber trotzdem als eine überzeugte und begeisterte Kämpferin für das Glück ihres Volkes. Ein hoßler Husten erschütterte ihre Gestalt, und das Taschentuch, das sie zum Munde führte, um ihn zu dämpfen, war blutbesetzt. Ihre Züge hatten jedoch eine bewusste Energie bewahrt, Abergzeugung glänzte in ihren Blicken, und was sie sprach, war von echter Begeisterung getragen. Schlicht erklärte sie die Gründe ihrer Tat. Nicht feige Mordlust hatte ihr zugerufen: töte! sondern unfähiges Erbarmen mit den getretenen menschlichen Kreaturen, glühende Menschen- und Freiheitsliebe. Am Schlusse der Verhandlungen sagte sie stolz: „Meine Herren Richter, sehen Sie sich um, wo sehen Sie freudige Gesichter zufriedener und glücklicher Menschen? Es gibt keine. Sogar diejenigen, auf deren Seite der Triumph ist, auch die sind nicht froh. Ihr Triumph wird bald zu Scherz sein, denn es nahet das Ende der Leiden aller Bedrückten, aller Oequalten. Sie werden zu neuen Kampfmitteln übergehen. Ich scheide aus diesem Leben, Sie können mich töten, Sie können die grausamste Strafe für mich erfinden, aber dem, was ich ertragen habe, können Sie nichts hinzufügen.“ Das Gericht verurteilte die Spiridonowa zum Tode durch den Strang, beschloß jedoch, um ihre Vergnügung zu Zuchthausstrafe nachzusuchen. Ein Mächtigerer als alle Denker des Jarenreiches wird jedenfalls früher über das Schicksal des Heldennädchens entscheiden: der Tod, der ihr als Freund und Bestreuer nahe.

Die Feiniger der Spiridonowa sind von ihren Vorgesetzten ausgezeichnet und befördert worden, aber das revolutionäre Strafgericht hat bereits den Schänder des jungen Mädchens ertötet: er wurde auf der Straße niedergeschossen. Und auch das fluchbeladene Regime des Absolutismus, das Verbrechen über Verbrechen gebiert, wird eines Tages von dem revolutionären Weltgericht zerschmettert werden. Es wähnt seine Existenz mit Hilfe von Galgen, Kafematten und Sibirien zu verlängern. Es bereitet damit nur sein sicheres und furchtbares Ende vor. Es säet Wind und erntet den Sturm der

Revolution, der aus den Gebeinen ihrer Helden und Märtyrer neue Kämpfer und Kämpferinnen erheben. Wie schreckensvoll auch die gegenwärtige Episode des Freiheitskampfes in Rußland sein mag, verheißungsvoll klingt in ihr der Ruf der Revolution:

„Bald richt' ich mich rasselnd in die Höl',
Bald lehre ich reißiger wieder.“

Die Maiforderungen der Diensthöten.

Zum erstenmal scharen sich in Deutschland organisierte Dienstmädchen um den Maibaum der modernen Arbeiterbewegung. Wenigstens in Gedanken, denn winzig gering wird die Zahl der Hausflavinnen sein, denen es vergönnt ist, an den Maiveranstaltungen des gewerkschaftlich und politisch organisierten Proletariats teilzunehmen, und wäre es auch nur am Abend. Einen Feiertag für das Mädchen in voller Werkelwoche! Etwas Unerhörteres, Welterstünderes könnte sich die Phantasie der eleganten „Gnädigen“ und der „guten bürgerlichen Hausfrau“ nicht denken. Aber sind wir trotz allem nicht schon auf dem Wege zu solchem Unerhörten? Wir hoffen es, denn den Diensthöten und häuslichen Tagearbeiterinnen dämmert das Bewußtsein ihrer Lage auf und die Erkenntnis ihres Rechtes und ihrer Pflicht, sich ein größeres Maß persönlicher Freiheit, würdige Arbeits- und Existenzverhältnisse zu erkämpfen. In Nürnberg haben sie eine Organisation gegründet. In Berlin hat eine Bewegung zur Abschaffung der Gesindeordnung und zu zielklarem Zusammenschluß der Dienenden eingesetzt, und diese werden sich hoffentlich ebenfalls in anderen Städten zu rühren beginnen. So fehlt es an diesem 1. Mai in der Welt der gedrückten häuslichen Lohnflavinnen aller Art gewiß nicht an Herzen, welche in Sehnsucht und Hoffnung mit denen der demonstrierenden Proletarierinnen in Stadt und Land, in Fabrik und Feld zusammenschlagen. Die Forderungen um Schutz und Rechte, welche die Arbeitsbrüder und Arbeitsschwester an die Gesehgebung stellen, mahnen die häuslichen Bediensteten und Arbeiterinnen daran, daß auch sie beides zu heißen haben. Welches sind die wichtigsten Reformen, die in ihrem Interesse von den gesehgebenden Gewalten verlangt werden müssen? Sie lauten in der Hauptsache:

Abschaffung der überlebten Gesindeordnungen, welche ein schädliches und schimpfliches Ausnahmerecht statuieren, Gleichstellung der Dienenden mit den gewerblichen Arbeitern, freies und gesichertes Koalitionsrecht, sinngemäße Ausdehnung des gesetzlichen Arbeiterschutzes auf die häuslichen Dienste.

Unter dem Vorwand, daß die Diensthöten zur Familie gehören, in einem patriarchalischen Verhältnis und einer Vertrauensstellung zur Herrschaft stehen, hat man ihnen bis heute ihre rechtliche Gleichstellung mit den gewerblichen Arbeitern vorenthalten. Für sie gelten die Gesindeordnungen, deren es in dem geeinten Deutschen Reich gegen 80 gibt, denn nicht nur die Einzelstaaten haben ihr eigenes Gesinderecht, sondern auch einzelne Provinzen, ja sogar Städte. Die Gesindeordnungen aber unterwerfen die Dienenden einem Ausnahmerecht, das mit beispielloser Ungerechtigkeit und Härte in der Hauptsache für die Herrschaften nur Rechte, für die Diensthöten nur Pflichten festlegt. Die Gesindeordnungen verpflichten die Dienenden, den Herrschaften Treue, Gehorsam und Achtung zu erweisen, ihren Anordnungen nachzukommen, sich anständig zu führen und unter Umständen auch Arbeiten zu verrichten, die in ihrem Vertrag nicht vorgesehen sind. Von der Zahlung des Lohnes abgesehen, ist dagegen die Herrschaft den Dienenden gegenüber so gut wie zu gar nichts angehalten. Sie braucht weder Rücksicht auf Gesundheit und Kraft derselben, noch auf ihre menschliche Würde zu nehmen; sie kann sie von früh morgens bis spät in die Nacht herumkommandieren und schikanieren; sie hat nicht nötig, für menschenwürdige Schlaf-, geschweige denn Aufenthaltsräume zu sorgen; ja sie ist nicht einmal verpflichtet, ihr Gesinde ausreichend und gesund zu befähigen.

Während die Gewerbeordnung ausschließt, daß den Lohnforderungen der Arbeiter Anrechnungen von Forderungen der Arbeitgeber entgegengesetzt werden, lassen die meisten Gesindeordnungen zu, daß die Herrschaften vom Lohne der Diensthöten allen möglichen und unmöglichen „Schaden“ abziehen. Der „Gnädigen“ geben sie tausend Gründe an die Hand, warum sie ihr Mädchen Knall und Heil ohne Entschädigung aus dem Dienst jagen will. Die Mädchen müssen dagegen schwere körperliche und moralische Mißhandlungen nachweisen können, falls sie kündigunglos ihr Dienstverhältnis lösen wollen. Aber auch trotz des gefährlichen Nachweises ist es oft genug geschehen, daß die Polizei Unzufriedenheit als Kontraktbrüche wieder in ein Haus zwang, wo sie die schwersten körperlichen und seelischen Schädigungen erwarteten. Die Gewerbeordnung verbietet, Zeugnisse in die Arbeitsbücher der gewerblichen Arbeiter und Arbeiterinnen einzutragen. Die meisten Gesindeordnungen aber schreiben vor, daß in die Dienstbücher Zeugnisse über die Führung der Dienenden eingetragen werden müssen. Damit haben kleinliche, böshafte, rachsüchtige Herrschaften die Macht, einen mißliebigen Diensthöten verfeinern, für lange Jahre in seinem Fortkommen hindern zu können. Und noch Schlimmeres wird Tausenden von Dienenden beschert. Viele Gesindeordnungen lassen Prügelstrafe, körperliche Züchtigung zu. Zwar hat das neue bürgerliche Gesehbuch das Züchtigungsrecht der Herrschaften abgeschafft. Aber nur auf dem Papier. Denn Artikel 95 seines Einführungsgesezes läßt die Gesindeordnungen ausdrücklich bestehen und damit auch die Schmach der Prügelstrafe.

Die gewerbliche Arbeiterin kann bei Streitigkeiten, die aus ihrem Arbeitsverhältnis erwachsen, leicht und kostenlos ihr Recht beim Gewerbegericht suchen. Wie ungünstig ist dagegen das Dienstmädchen in dem gleichen Falle daran. Es muß sich zunächst an die Polizei wenden, wo es zumeist barisch angechnauzt und abgewiesen wird. Hierauf steht ihm der Weg der Klage beim Amtsgericht offen, der so umständlich ist, daß Tausende der Dienenden lieber auf ihr Recht verzichten, als ihn beschreiten. Wie dringend not tut es, daß endlich die Rechtsprechung der gewerblichen Schiedsgerichte auch den Diensthöten zugute kommt!

Fort mit den Gesindeordnungen und Gleichstellung mit den gewerblichen Arbeitern muß daher die Parole aller sein, die im häuslichen und persönlichen Dienste stehen.

Jedoch sie allein genügt nicht, um Wandel in ihrer Lage zu schaffen. Ihr müssen noch andere Forderungen hinzugefügt werden. Die Diensthöten bedürfen so gut wie die gewerblichen Arbeiter voller rechtlicher Bewegungsfreiheit, um sich zusammenschließen, ihre Interessen beraten und verteidigen zu können. Hinter die Forderungen zur Verbesserung ihres Loses müssen sie nötigenfalls die Macht einer organisierten, fest zusammengeschlossenen Gesamtheit setzen können. Die angeblich so rührenden patriarchalischen persönlichen Beziehungen zwischen Gesinde und Herrschaft sind heute nichts als eitel Trug, der in recht vielen Fällen ein skrupelloses kaltes Sachverhältnis zwischen Ausgebeuteten und Ausbeutern deckt. Die Zuerkennung eines freien und gesicherten Koalitionsrechtes ist daher zu einem Lebensbedürfnis für die Diensthöten geworden.

Aus den nämlichen Gründen aber auch die sinngemäße Ausdehnung des gesetzlichen Arbeiterschutzes auf das Gesinde. Die Gesehgebung muß dem brutalen, gewissenlosen Raubbau ein Halt gebieten, den viele Herrschaften mit der Gesundheit, der Kraft, ja geradezu mit dem Leben der Diensthöten treiben können. Es ist ein großes Unrecht, unter Umständen ein Verbrechen, daß Mädchen, die oft genug in der Entwicklung stehen, vom grauen Morgen bis in die sinkende Nacht Sonntags und Feiertags der Herrschaft für alle Verrichtungen, welche eine findige Hausfrau auszuführen vermag, zur Verfügung stehen müssen; daß sie recht häufig nicht einmal eine ungeführte Nachtruhe haben. Es verlangt dringend nach Abhilfe, daß die schwer schanzenden Diensthöten nicht selten die scheußlichsten, ungemütlichsten und ungesundesten Schlafstätten haben, daß ihnen kein Raum zur Verfügung steht, in dem sie für Leib und Geist Ruhe und Erquickung suchen, in dem sie ihre eigenen Angelegenheiten erledigen können. Der Arbeitstag der Dienenden müßte geregelt, verkürzt und durch eine anderthalbstündige Mittagspause unterbrochen werden. Am freien Sonntagmorgen sollte sich ein halber freier Wochentag fügen. Für Überstunden und außergewöhnliche Arbeiten in bestimmter Ausdehnung wäre eine besondere Entschädigung zu zahlen. Strenge Vorschriften müßten die Wohnungsverhältnisse regeln.

Das wären die Hauptzüge dessen, was die Gesehgebung zum Schutze des Gesundes festzusetzen hätte. Was dagegen gesagt werden kann, das wird im großen ganzen von der Selbstsucht und Bequemlichkeit der herrschenden Klassen diktiert, zum Teil aber auch von der Gewöhnung an Routine und altem Schlenrian und der Denkfaulheit. Der Verwirklichung all der Forderungen zu Mut und Frommen der Dienenden ist mächtig vorgearbeitet worden durch die wirtschaftliche Entwicklung, welche dem Haushalt immer mehr Arbeiten abnimmt und der Industrie überträgt, wie dadurch, daß der Kreis der Personen sich verengt, welche die Familie umschließt.

Her mit dem freien Koalitionsrecht und einer ausreichenden Schutzgesehgebung für die Dienenden!

Wie die Sozialdemokratie bisher in den Parlamenten mit aller Treue für die Interessen des Gesindes gekämpft hat, so wird auch weiterhin das organisierte Proletariat seine Kraft für dieselben einsetzen. Und der Erfolg wird um so größer und sicherer sein, je mehr die Dienenden selbst sich am Kampfe für ihr Recht betätigen. Der Arbeit Mai muß auch ihnen tagen.

Helene Grünberg.

Der Kampf um die Rente.

Von E. G.

(Fortsetzung.)

Langsam schlich die Zeit dahin. Um den Lohnausfall zu beden, mußte Frau Weber noch drei Monate eine sogenannte Monatsstelle annehmen und ihre Kinder stundenlang am Tage allein lassen. In allem Unglück war ihr doch der eine Trost geblieben, daß der Zustand ihres Mannes sich langsam besserte, so daß nach Aussage des Chefarztes, wenn auch erst nach Monaten, eine Heilung zu hoffen war. Für die Kinder war es immer ein Trost, wenn sie Mittwoch und Sonntags den Vater besuchen und, das Krankenbett umstehend, mit ihm nach Herzenslust reden konnten. Glückliche Kindheit, die noch keine Sorgen um das tägliche Brot und die rückständige Miete usw. kennt, Sorgen, die den armen Vater auf seinem Schmerzenslager ohne Unterlaß quälten. In der zehnten Woche nach dem unglückseligen Ereignis erklärte Hartmann der Frau, daß sie bei der Krankenkasse anfragen solle, ob diese nach Ablauf der dreizehnten Woche das Krankengeld weiterzahle. Er erkundigte sich des weiteren, ob der Unfall polizeilich gemeldet und protokolliert worden sei. Er mußte der unfundigen Frau erklären, daß leider viele Unfälle gar nicht angemeldet würden oder daß keine pünktliche Weitergabe der Meldung erfolge. Wie gut es war, daß Hartmann Frau Weber darauf aufmerksam gemacht hatte, ergab sich daraus, daß der Krankenkasse der Unfall amtlich noch gar nicht gemeldet worden war, was

* Das Attentat selbst fand in Borissogebst statt.

diese veranlaßte, auf Ersuchen der Frau sich in einem Schreiben an die Polizeibehörde zu wenden. Auf diese Weise wurde die Unfallmeldung endlich „verarbeitet“, der Kasse Mitteilung gemacht, so daß auch der Frau die Unfall-differenz, das heißt das erhöhte Krankengeld ab fünfte Unfallwoche nachgezahlt wurde. „Betriebskrankenlassen haben eben oftmals gar keine „Kenntnis“ von den Unfällen, die im eigenen Betrieb sich ereignen“, erklärte Hartmann später seinen Arbeitskollegen, die diese Sache gar nicht begreifen wollten.

Im Interesse der armen Familie des Verletzten erkundigte sich Hartmann dann bei demendanten der Krankenkasse, ob diese die Familienunterstützung über die 13. Unfallwoche weiterzähle und die Kosten des Heilverfahrens eventuell bis zum Ablauf der 26. Woche des Unfalls trage. Kaltblütig erklärte ihm der Betriebsbeamte, daß dies der Kasse gar nicht einfallt, da ja gesetzlich bei Betriebsunfällen die Unterstützung einer Krankenkasse mit Ablauf der 13. Unfallwoche ende und die Berufsgenossenschaft von der 14. Woche ab mit ihren Leistungen einzutreten habe. Vergeblich berief sich Hartmann darauf, daß nach dem Krankenversicherungsgesetz die Kassen die Pflicht hätten, bis zu 26 Wochen Unterstützung zu leisten, und daß die Leistungen nach der 13. Woche von der Berufsgenossenschaft wieder ersetzt werden müßten. Es wurde ihm von der Kassenleitung entgegengehalten, daß sie bei Betriebsunfällen sich auf das Unfallversicherungsgesetz und nicht auf das Krankenversicherungsgesetz stütze. Dies um so mehr, weil für die Krankenkasse außer dem Zinsverlust auch eventuell ein Barverlust entstehen würde. Die Berufsgenossenschaft werde ja der Kasse nur drei halbe Monatsraten erstatten. Der Beamte berief sich dabei auf einen diesbezüglichen Beschluß seines Kassenvorstandes. Hartmann ersuchte deshalb seine Kollegen, bei der kommenden Neuwahl des Vorstandes darauf bedacht zu sein, nur Kollegen in denselben zu delegieren, die auch wirklich die Interessen der Erkrankten und Verletzten, aber nicht einseitig die der Krankenkasse vertreten würden. Von den älteren Kollegen des Betriebs wurde ihm daraufhin entgegengehalten, daß dies wenig Wert habe. Der Betriebsleiter mache doch, was er wolle; „renitente“ Verbandsmitglieder seien immer sehr bald aus dem Betrieb „entfernt“ worden. Dann müsse man so lange agitieren, bis die Betriebskrankenliste überhaupt aufgelöst würde und die Arbeiter bei der Ortskrankenkasse angemeldet werden könnten, meinte Hartmann. Seine Zuhörer stimmten ihm darin bei.

Da die Krankenkasse verweigerte, so schrieb Hartmann an die Eisen- und Stahlberufsgenossenschaft. Er teilte ihr mit, daß der Verletzte über die 13. Woche des Unfalls hinaus noch erwerbsunfähig verbleiben würde, und ersuchte sie, das Heilverfahren selbst ab 14. Woche zu übernehmen und der Familie die gesetzliche Familienrente zu gewähren. Den Brief ließ er von der Frau des Verletzten unterschreiben. Er erklärte ihr bei dieser Gelegenheit, daß die Familienrente 60 Prozent des Jahresarbeitsverdienstes des Verletzten betrage. Mehrmals mußte die Berufsgenossenschaft um eine Antwort gemahnt werden, ehe sie ein Lebenszeichen von sich gab. Hätte Hartmann nicht fortgesetzt gedrängt, so wäre sicher in der 26. Unfallwoche noch kein Bescheid von der Berufsgenossenschaft eingetroffen. Nachdem die Familie des Verletzten bereits drei Wochen lang ohne jegliche Unterstützung geblieben war, kam endlich der erbetene Renten-vorschuß. Er betrug ganze — 80 M. Auf weiteres Drängen der Frau erfolgte später der Bescheid von der Berufsgenossenschaft, daß sie erst noch die Geburtsurkunden ihrer Kinder einzusenden habe, da erst nachgewiesen werden müßte, daß auch wirklich alle Kinder das 15. Lebensjahr noch nicht überschritten hätten. Lächelnd erklärte Hartmann der erstaunten Frau, daß sie von „Glück“ sagen könne, daß überhaupt schon dieser Bescheid eingetroffen und nicht auch noch die Heiratsurkunde verlangt worden sei. Unkosten entstanden ihr durch die Beschaffung dieser Urkunden nicht, da ja die Standesämter für die Arbeiterversicherung diese Abschriften kostenlos auszufertigen hätten, wenn nur bei der Bestellung der Zweck angegeben würde. (Fortf. folgt.)

Politische Rundschau.

Das internationale Klassenbewußtsein des Proletariats rüstet zum Maiest von 1906. Übermals und mit wachsender Wucht wird es demonstrieren gegen Ausbeutung und Knechtung jeder Art, gegen die militaristische Bedrohung des Weltfriedens und für den Achtstundentag als dringendsten Schritt zur Emanzipation der Arbeiterklasse.

Aber eine besondere Pflicht erwächst noch dem kämpfenden Proletariat aus den verworrenen, ungleichen und widerspruchsvollen Wahlrechtszuständen in allen kapitalistischen Ländern, vorzugsweise in denen des jämmerlichen Dreiklassenwahlrechtes. Ausdrücklich muß auch demonstriert werden für die Gewährung voller politischer Gleichberechtigung an alle erwachsenen Personen, Männer und Frauen, um überall die Wahlrechtsbewegung vorwärts zu treiben.

Einen besonderen Ansporn dazu haben unsere russischen und polnischen Genossen erhalten durch die Komödie der Dumawahlen. Die russische Bureaucratie hat sich alle mögliche Mühe gegeben, bei Ausklügelung eines Wahlsystems für diese Wahlen alle bestehenden Unrechtsysteme noch zu übertrumpfen, indem sie den Widerfimmel des österreichischen Kurien-systems mit dem des preussischen indirekten Dreiklassen-systems zu einem dritten Zergerbilde vereinte, das durch siebenfache Siebung die Möglichkeit der Wahl von proletarischen Abgeordneten beseitigt und bureaukratischen Zutritten freien Spielraum zur Beeinflussung der Wahlergebnisse schafft. Aber selbst einer solchen Spottgeburt wird, noch ehe sie das Licht der Welt erblickt hat, schon die baldige

Auflösung angedroht, sobald sie sich unterfangen sollte, eine ernstliche Neugestaltung des staatlichen Lebens in Rußland in Angriff zu nehmen. Das kämpfende Proletariat im russischen Reich wird es verstehen, die freche Herausforderung der Witte, Durnowo, Trepoff und ihrer Schergen zur Aufklärung der annoch indifferenten Massen auszunutzen.

In Ungarn ist die Wahlrechtsbewegung dadurch in ein neues Stadium getreten, daß die junkerlichen Oppositionsparteien sich mit dem Hofe geeinigt haben. Sie sind von ihren großsprecherischen Forderungen, die auf die Befestigung der magnarischen Junkerherrschaft gegenüber dem höfischen Einfluß sowohl wie gegenüber dem Proletariat der verschiedenen Völker Ungarns abzielten, auf der ganzen Linie zurückgewichen. Als Lohn für ihre löbliche Unterwerfung haben die Kossuth und Konsorten einige Ministerposten eingeweiht. Der neue Ministerpräsident Weckerle, der an die Stelle des Generals Fejervary getreten ist, hat auch schon in einer Rede über die Wahlrechtsfrage durchblicken lassen, daß den Kossuthleuten als Preis für ihre Unterwerfung die Verschlechterung der von Fejervary angekündigten Wahlrechtsreform gezahlt werden soll. So wird auch in Ungarn das Proletariat die Kosten zu zahlen haben für die Verhängung seiner höfischen und junkerlichen Feinde. Es wird aber darin auch einen neuen Ansporn sehen, mit allen Kräften weiter zu arbeiten für die Erweiterung seiner Rechte.

Aber auch in Preußen hat die Wahlrechtsbewegung einen neuen Anstoß erhalten. Die amtierende Bureaucratie hat sich nicht geschert, im Dreiklassenparlament eine Wahlrechtsreform zu inszenieren, die auf das Proletariat nur wie eine dreifache Verhöhnung wirken kann. Während das bestehende Wahlsystem in jeder Faser vermorcht ist, vermeiden es Regierung und herrschende Parteien sorgfältig, in ihrer sogenannten Reform den Wählern eine Rechtsvermehrung zuzugestehen. Sie begnügen sich vielmehr damit, das Abstimmungsverfahren zu vereinfachen und einige der Wahlkreise mit übermäßig angewachsener Bevölkerung so zu zerlegen, daß im ganzen eine Vermehrung um 10 Sitze dabei herauskommt. Die Dreiklassenenteilung mit dem Jenus, der das Proletariat machtlos macht gegen das Zusammengehen der beiden oberen Klassen, bleibt, wie sie war, und damit bleibt auch unvermindert die Schmach einer Geldfackelvertretung für das preussische Volk.

Die preussische Regierung läßt es sich aber auch sonst eifrig angelegen sein, ihr Schuldkonto zu belasten. Plötzlich hat das Polizeipräsidium in Berlin wieder mit einer Massen-ausweisung russischer Untertanen seine staatszerstörerischen Talente bewiesen. An die dreihundert Russen und Russinnen haben plötzlich die Aufforderung erhalten, den gastlichen Boden des preussischen Staates binnen drei Tagen zu verlassen. Die freiwilligen wie die befohlenden Helfersbeifer der Polizei in der bürgerlichen Presse haben sich bemüht, mit Gründen der „Volkswohlfahrt“, nämlich wegen angeblicher Gefährdung des preussischen Geldbeutels durch mittellose Einwanderer, diese große Tat zu rechtfertigen. Das wäre an sich schon eine schätzbare Verleugnung der Pflichten des Gastrechtes gegen politisch Verfolgte. Der wahre Grund ist aber durchgedrückt in der Mitteilung, daß die Russen sich lästig gemacht haben durch die Teilnahme an den Versammlungen am 18. März zur Gedenkfeyer der achtundvierziger Revolution. Die politische Polizei hat unter den Besuchern jener Versammlungen durch Spitzel die Ausländer heraus-schnüffeln lassen. Ihrer dreihundert wurden zur Strecke gebracht. Hindern läßt sich bei unseren herrlichen Rechtszuständen diese neueste Aktion der Bülow-Regierung gegen die „Schnorrer und Verschwörer“ nicht. Aber um so eher wird die Empörung über diese Betätigung einer volksfeindlichen Bureaucratie-Regierung im Proletariat die Kraft zur Reife bringen, die den unwürdigen Zuständen in Deutschland ein Ende macht.

Wie ein Echo der Natur zu dem Grollen der Völker muten uns die gewaltigen vulkanischen Ausbrüche an, die jüngst in zwei Weltteilen Schrecken und Entsetzen unter den Menschen verbreitet haben. In Italien zuerst sandte der alte Vesuv seine glühenden Lavamassen über blühende Ortschaften an seinem Fuße und streute in weiterem Umkreise den verderbenbringenden Aschenregen aus bis nach Neapel hin. Kaum war dieser Ausbruch zu Ende, als ein Erdbeben die große Stadt San Francisco an der Westküste Nordamerikas zum Teil in Trümmer legte, den übrigen Teil der Stadt aber einer verheerenden Feuerbrunst aussetzte, gegen die Menschenhand kein Abwehrmittel mehr hatte, da alle Wasserleitungen durch das Erdbeben zerstört waren. Man sollte denken, daß im Angesicht solcher furchtbarer Unglücksfälle alle Menschen einmütig vom Mitgefühl mit den Opfern der Katastrophen ergriffen werden müßten. Aber selbst da weiß der neue reichsdeutsche Nadaupatriotismus seine Gefühlsroheit zum Ausdruck zu bringen. Es war aufgefallen, daß in der Reihe der üblichen Glückwünsche und Beileidstelegramme, die aus Potsdam in alle Welt hinaus-zugehen pflegen, ein Telegramm nach Italien wegen der Beswulstastrophe fehlte. Patriotische Zeitungen vom Schlage des börsenliberalen „Berliner Tageblatts“ ebenso wie der literarischen „Germania“ beeilten sich, das so auszuliegen, als ob auf solche Weise die italienische Regierung wegen ihres Verhaltens in der Marokkofrage abgestraft werden sollte. Der italienischen Regierung kann das ziemlich gleichgültig sein, aber die Nadaupatrioten, die jener Auslegung zubeitlen, haben sich selber ein Brandmal aufgedrückt, das sie der Beachtung aller anständigen Menschen im Inland und Ausland preisgibt.

Abgesehen hat ja auch der Marokkorummel, abgesehen von der Blamage, die er der deutschen Diplomatie eintrug, auch noch die Wirkung gehabt, den Dreibund aus dem Leim zu bringen. Kaiser Wilhelm II. hielt es nämlich für

angezeigt, dem österreichischen Minister, Grafen Goluchowski, ein Telegramm zu senden, in dem er ihn als seinen „brillanten Sekundanten“ auf der Mensur von Algeiras belobigte. Über den Geschmack läßt sich bekanntlich nicht streiten, also auch nicht mit Wilhelm II über den telegraphierten Vergleich; aber so viel an ernsthafter Bedeutung liegt jedenfalls in jenem Telegramm, daß nur noch Österreich als Bundesgenosse des Deutschen Reiches in unseren Regierungskreisen ästiniert wird. Italien ist ihnen Luft. Ja, eine Wendung jenes Telegramms, daß nämlich der Absender zu Gegendiensten gerne bereit sei, wird auf die Aspirationen der Wiener Regierung nach Machterweiterungen auf der Balkanhalbinsel gedeutet. Damit würde sie aber in einen offenen Interessentkampf zu der italienischen Regierung geraten. Das Mensurtelegramm kündigt also neue diplomatische Wirrnisse an, gegen die von vornherein Front zu machen die Völker Deutschlands nicht nur, sondern auch Österreichs und Italiens alle Ursache haben. Denn schließlich sind sie es, die mit Gut und Blut für die Sünden der Diplomatie zu büßen haben. Hohe Zeit ist es, daß die Völker diesem verhängnisvollen Diplomatenspiel ein Ende machen und ihre Geschicke selbst in die Hand nehmen. G. L.

Gewerkschaftliche Rundschau.

Gegenwärtig sind die Unternehmer wieder einmal vom Ausperrungsieber ergriffen. Sie beantworten kleinere partielle Streiks sofort mit größeren Ausperrungen. Auf den Metallarbeiterverband haben es die Scharfmacher besonders abgesehen, wähen sie doch, diese große, 300 000 Mitglieder zählende Organisation finanziell zum Verbluten bringen zu können. Die Loren! Eine ganze Reihe anderer Verbände noch hat in den letzten Wochen mit Ausperrungen zu kämpfen. Ganz besonders stürmen die Fabrikanten an allen Ecken gegen den Textilarbeiterverband an. Sobald ein Streik bei einer einzelnen Firma ausbricht, folgen Massenausperrungen. Es ist bezeichnend, daß die großen Kämpfe im Textilgewerbe immer wieder in der Hauptsache aus der Forderung des Zehnstundentags entspringen. In der Niederlausitz wird, wie schon mitgeteilt worden ist, um den Zehnstundentag gekämpft; in Hannover-Linden kam es nach erfolgter Ausperrung zu einem Vergleich, wonach den Streikenden auch eine durchschnittlich 10prozentige Lohnhöhung zugebilligt wurde. In Mülhausen i. G. erlangte die Textilarbeiterschaft außer dem Zehnstundentag eine 15prozentige Lohnhöhung. Die anfänglich durchaus ablehnende Haltung der Textilproleten wurde dadurch kuriert, daß dank der sozialdemokratischen Mehrheit in der Stadtverwaltung der Beschluß zustande kam, die Ausgesperrten mit städtischen Arbeiten bei einem Tageslohn von 2,60 M. zu beschäftigen. In Eisenach endete die Bewegung ebenfalls mit der Erringung des Zehnstundentags und eines tariflich festgesetzten Lohnes. In Aachen wollen die Textilmagnaten der Forderung der Arbeiter eine große Ausperrung entgegenstellen, doch auch hier steht die Sache für die Ausständigen günstig, da die Arbeitgeber wegen der Erledigung vieler Aufträge in arger Bedrängnis sind. Freiwillig erkennt der Kapitalist auch die geringfügigsten Forderungen der Arbeiter nicht an, er muß durch die Macht der Organisation zum Nachgeben gezwungen werden. Die angeordnete Ausperrung würde 12 000 Arbeiter und 80 000 Hilfsarbeiter und -arbeiterinnen betreffen.

Von den vielen gegenwärtigen Ausperrungen und Lohnkämpfen seien noch die der Schneider und Schneiderinnen in Berlin und Hamburg erwähnt, weil dabei Arbeiterinnen in größerer Anzahl in Frage kommen. In Hamburg wollen die Unternehmer die Arbeiter und Arbeiterinnen auf vorläufig zwei Wochen ausperrern, falls nicht in allen Werkstätten die Arbeit wieder aufgenommen wird. In Berlin dagegen sind Ausichten auf die Anbahnung eines Tarifs vorhanden.

Die „Gleichheit“ hat bereits eingehend die gedeihliche Entwicklung des Fabrikarbeiterverbandes gewürdigt, dessen Mitgliederzahl über 100 000 gestiegen ist. Wir haben nun in Deutschland fünf Gewerkschaften, die sich eines Mitgliederstandes von mehr als 100 000 rühmen können. Die betreffenden Organisationen haben zusammen annähernd 800 000 Mitglieder. Es geht gewaltig vorwärts auf dem Felde der wirtschaftlichen Organisation des Proletariats.

Die Gewerkschaftsbewegung ist ernstlich bemüht, auch solche Arbeiterkategorien zu heben, welche die traurigsten Arbeits- und Existenzverhältnisse haben und in der Folge zu den niedrigsten sozialen Schichten zu rechnen sind. Das wird neuerlich wieder einmal dadurch bestätigt, daß die Generalkommission ernsthafte Versuche macht, die Ziegeleiarbeiter und -arbeiterinnen zu organisieren. Zur Anfang Juni ist zu diesem Zweck eine Konferenz der Ziegeleiarbeiter und -arbeiterinnen nach Magdeburg einberufen, woselbst die ersten Schritte zur Gründung einer größeren Organisation unternommen werden sollen. In den Ziegeleien sind bekanntlich auch viele Frauen bei schwerer Tagesfron beschäftigt, die dringend des Schutzes der Organisation bedürfen und für deren Anschluß an die moderne Arbeiterbewegung hoffentlich mit allem Nachdruck gearbeitet werden wird.

Einen kurzen Überblick über die an Ostern stattgefundenen Generalversammlungen mancher Verbände werden wir wegen Platzmangel erst in nächster Nummer geben. #

Zur Beachtung. Des besonderen Charakters dieser Nummer halber mußten Aus der Bewegung und der Notizenteil zurückgestellt werden.

Rot.

Von Klara Müller.

Die rote Fahne wieder
heb' ich in heller Blut,
ein Strom jungfrischer Lieder
geht brausend durch mein Blut.
Zerrissene Ketten fallen
mir klirrend von Hand und Fuß:
euch, meinen Brüdern allen,
biet' ich den Freiheitsgruß.

Ich hab' ihn selbst durchrungen,
den harten Kampf der Zeit;
meine Laute war zersprungen
von rauhem Stoß und Streit.
Mit schwielenfesten Händen
hab' ich sie neu bespannt —
mein Volk, nun will ich senden
dir meinen Gruß ins Land:

Ich knie an deinem Lager,
zertretener Proletar,
dein Antlitz sah' und hager,
stell' ich den Sternen dar.
Freiluft in deine Stuben!
geh' lachend in den Tod —
ich hebe deinen Buben
ins leuchtende Morgenrot!

Durch schweigende Wälder schreit' ich,
ich lausche der Wogen Gebräus;
aber schwangere Felder breit' ich
die Hände segnend aus.
In Gärten, die zertreten,
führt mich der flüchtige Lauf —
da blühen auf allen Beeten
die roten Nelken auf.

All, wo ich Samen streue,
grüßt mich das heilige Rot,
das durch des Himmels Bläue
als Flammenzeichen droht,
das tief im Menschenherzen,
ein heißer Blutstrom, bebt,
und über dem Heer der Schmerzen
als lodernendes Banner schwebt!

Die rote Fahne wieder
fass' ich mit festem Mut:
wildtrotzige Freiheitslieder
brausen durch mein Blut.
Ein Hallen und ein Dröhnen
kommt weither über Land — —
der Freiheit starken Söhnen
reich' ich die Schwesterhand.

Maifriede.

Von Otto Krille.

„Verschone mich mit deinen brotlosen Künsten!“
„Ihr Weibsvolk seid doch zu nichts nützig auf der Welt!“

Das war der Refrain, mit dem das Gespräch schloß, wenn Karl Schtermann wieder einmal versucht hatte, seiner Frau die Anfangsgründe seiner sozialdemokratischen Gesinnung beizubringen. Dann pflegte er zum Schluß auf die Tischplatte zu schlagen und eine Viertelstunde zu schweigen. Er war ein gerader Kerl, hatte zuweilen ein großes Maul, verstand auch seinen Teil Politik, aber in der Diplomatie war ihm seine Frau sicher überlegen. Von Politik wollte sie nichts hören, erklärte sie, wenn er von der Sozialdemokratie zu sprechen anfing. Dabei verstand sie vortrefflich, ihres Mannes gutes Herz gegen seinen Verstand zu Felde zu führen, so daß sie stets Siegerin blieb, das heißt, er gab ihr zu Liebe nach. Trotz aller guten Vorsätze, die er sagte, endete noch jeder Feldzug so, wie oft ihm auch sein Freund, ein alter Praktikus in diesen Dingen, mit dem Sprichwort gedient hatte, daß sich zwischen eines Weibes Ja und Nein keine Nabelspitze stecken lasse. Der letzte Trumpf, den Frau Ernestine auspielte, war die sichere Bemerkung: „Was nützt uns armen Leuten die Politik. Wir müssen arbeiten.“ Und damit war's ihr ernst, wie mit ihrer Seligkeit. Denn fromm war sie auch. „Der Mensch muß an etwas glauben!“ Das war keine Redensart. Sie empfand im Grunde ihres Herzens die Leere eines Lebens, das nur zwischen Arbeit, Essen und Schlafen pendelte und mit ein bißchen Liebe gewürzt war. Darüber hinaus erschien ihr die Religion als der Inbegriff eines höheren sittlichen Strebens, in Wahrheit nur deshalb, weil sie keine anderen Ideale kennen gelernt hatte, als dieses in der Schule eingepfropfte der christlichen Entsagung. Das machte Karl Schtermann nicht wenig kummer, und er knurrte manchmal, diese ewige zufriedene Geduld sei mehr vom Teufel als von Gott. Die Kirche mache den Menschen zu einem

Schafe, das jederzeit als Opferlamm dienen könne. Dem widersprach jedoch sein Nachbar. Dieser hatte nämlich ein zänkisches Weib, und um sie fromm zu kriegen, hatte er es verstanden, sie zum Kirchgang zu bewegen. Bald aber erklärte er mit Entsetzen, die Frau sei in der Kirche noch wortgerechter geworden, und der Pfaff habe jedenfalls noch ein gottloseres Maul wie sie.

Von diesem Christentum war nun Frau Ernestine nicht. Sie hatte vielmehr von ihm gelernt, die Menschen gering zu schätzen und sich selbst am meisten. Sie glaubte fest, außer im eigenen Haushalt komme es auf sie nicht an. Einmütigkeit ist aber besonders in der Ehe eine schöne Sache. Wenn man zwei Pferde an einen Wagen spanne, meinte Karl Schtermann, und jedes ziehe nach einer anderen Seite, so komme der Karren nicht vom Fleck. Das Bild war nun freilich nicht schön, aber der Maler erklärte, es sei um so zutreffender. So waren sie beide noch nicht in einen Zug gekommen und arbeiteten an der gegenseitigen Belehrung. Nur in einem Punkte waren sie einig, wohin auch die Reise führen möge, die Liebe sollte die Zügel führen.

„Ja“ dachte Karl Schtermann, „du mußt den Kutscher bestechen,“ und von der Zeit an sprach er nicht mehr mit Ernestine über Politik. Er ward um einen Grad zärtlicher, als es sonst seine Art war. Wenn sie ihm ihre kleinen und großen Sorgen klagte, ließ er ganz schlaun in seine Worte die sozialistische Anschauung einfließen, ohne daß Frau Ernestine es auch nur merkte, denn sie war an den offenen Krieg gewöhnt. Ob es sich nun um das teure Fleisch oder um des ersten Sprößlings Zukunft handelte, Karl Schtermann war auf dem Posten. Seine Frau aber sagte oft trauerlich: „Du bist doch der beste Mann!“

„Aber nicht der Geheiteste, was?“ entgegnete er mit Augenblinzeln.

„Das wird schon werden,“ meinte sie lachend.

Sie verstand die Anspielung, hütete sich aber, etwas zu sagen, um nicht seinen Widerspruch herauszufordern, denn sie glaubte ihn fest auf ihrem Geleise.

Am Ende war sie so überzeugt von der Wahrheit und Richtigkeit seiner Anschauungen, daß ihr der sozialdemokratische Teufel im Nacken saß und ihr im Gespräch ganz herzhaft soufflierte.

„Jetzt pfeift's, da ist der Kessel voll!“ triumphierte Karl.

Etwas überrascht war Frau Ernestine allerdings, als ihr Mann sie mit dem gleichmütigsten Gesichte aufforderte, mit ihm die Maifeier zu besuchen. Es bedurfte schon des Hinweises auf seine in letzter Zeit so herrlich betätigte Liebe, um sie zu gewinnen. Sie fürchtete freilich weniger für sich, als um Karls Rückfall.

Da saß nun Frau Ernestine in dem großen Saal, mitten unter den Tausenden, halb ärgerlich, halb neugierig und voll Andacht. Es ging ein großer Zug von der Menge aus, die, von gleichen Gedanken bewegt, den Worten eines Redners lauschte. Und was er sprach, fesselte die Frau noch mehr. Das waren vertraute Gedanken, schon zu ihrem Eigentum geworden. Je weiter der Redner sprach, um so größer ward Ernestines Teilnahme. Unbewußt faltete sie die Hände, als säße sie in der Kirche.

Da fing der Redner an, von den Vielen zu sprechen, die da meinen, auf sie komme es nicht an. Und er schilderte, wie gerade der Wille dieser Geringeren, Ungezählten, die ihre Persönlichkeit so niedrig schätzen, daß man sie entbehren könne, zu einer gewaltigen Macht werde. Eine Auserhebung ist es, so sprach er, die der Arme feiert. Unbeachtet lebt er dahin, ein Verwaister in der Gesellschaft. Da aber kommt ihm die Erkenntnis. Er stößt zum Heer seiner kämpfenden Brüder und Schwestern, geht unter in ihrer Masse und taucht wieder empor als Glied des Ganzen, als eine Persönlichkeit durch die Kraft der Gesamtheit. Hier wird er Mensch, schaffender, wirkender Mensch und wertvoller Teil der Gesellschaft. Da erhält das Dasein die Weihe in der Mitwirkung am Fortschritt der Menschheit.

Und der Redner rief die einzelnen mit trefflichen Worten zur proletarischen Gemeinschaft.

Da ging Frau Ernestine das Herz auf. Da war es ja, was sie gesucht hatte, als sie sprach: „Der Mensch muß an etwas glauben.“ Glauben an ihre und ihres Kindes Erlösung, an die Befreiung ihrer Klasse. Da erhielt das Leben Wert über persönliche Liebe und engen Haß hinaus. Ihr Herz pochte stärker, und ihre Wangen glühten. Verstoßen blickte sie auf ihren Mann. Der aber schaute ganz ernst nach der Rednertribüne und tat, als bemerkte er ihre Veränderung nicht.

Als nun des Redners Worte von der Aufgabe der proletarischen Frau durch den Saal schallten, mußte Ernestine des häuslichen Krieges gedenken und sich still bekennen, daß die List ihres Mannes gesiegt hatte, und daß es bei allen Dingen in der Welt nur auf den ersten Schritt ankomme.

Sie gingen beide fast stumm nach Hause. Beim Mittagessen blickte Karl Schtermann seine Frau so pflüßig und voll unverhohlener Freude an, daß sie beinahe verschämt sagte: „Also, kommt es auch auf mich an?“

„Ja, gerade auf dich kommt es an!“ erwiderte er und küßte sie herzlich. „Und nun wollen wir Frieden schließen!“

„Maifrieden!“

„Jetzt führen wir nur noch Krieg gegen den gemeinschaftlichen Feind!“

„Und da werde ich stärker sein als in dem ehelichen,“ gelobte Frau Ernestine.

Aus „Der entfesselte Prometheus“.

Von P. V. Schleyer.

Bald als der Ton verklungen war,
Des Donner alle Tiefen rings erfüllt
Des Himmels und der weiten Erde, seht,
Da trat urplötzlich eine Wandlung ein:
Der dünne Äther und das Sonnenlicht,
Das umstrahlende, sie wurden da
Verwandelt, als ob das Gefühl der Liebe,
In ihnen aufgelöst, sich mächtig um
Die runde Welt geschmiegt. Und mein Gesicht
Ward klarer, und ich durfte blicken tief
In die Geheimnisse des Univerfums.

Doch balde sah

Ich näher zu, und königlose Throne
Ward ich alsbald gewahr, und daß die Menschen
Nun friedlich einer mit dem andern gingen,
So wie's die Geister tun. Und keiner trock,
Und keiner trat den andern; weder Haß,
Noch Furcht, noch Stolz, noch eitel Eigensucht,
Noch Selbstverachtung standen mehr geschrieben
Auf Menschenstirnen sowie über'm Tor
Der Hölle steht in Flammenschrift zu lesen:
„Der du hier eintrittst, laß die Hoffnung fahren!“
Und keiner zürnte, keiner bebte, keiner . . . sprach
Die hohle, kalte und gemeine Sprache,
Die unser Herz verleugnen läßt das „Ja“,
Das unsre heuchlerische Lippe spricht
Mit jener Falschheit, welche, andre täuschend,
Uns endlich zwingt, uns selber mißzutraun.
Auch schöne Frauen wallen, rein und gut,
Sowie der freie Himmel, der herab
Auf unsre Erde streuet Licht und Tau,
Gefalten, hold und glänzend, die noch nicht
Berührt der Mode widerliche Schminke —
Und Weisheit sprach ihr Mund, die sie zuvor
Zu denken nicht vermocht, und es verriet
Gefühle ihre Blicke, die vorher
Sie zu empfinden hangen. . . .
Altäre, Throne, Tribunale, Kerker,
Von unglücksel'gen Menschen einst besetzt,
Die Zepher trugen, Diaräs, Schwerter, Ketten
Und Follanten voll verdrehten Rechtes,
Bewundert stets vom blöden Unverstand,
Sie glichen nun den ungeschlachteten Bildern,
Gespenstern eines längst verschollnen Ruhms,
Die im Triumph von ihren Obeliskten
Auf Gräber und Paläste jener schauen,
Die da vor Zeiten ihre Sieger waren.
Und so wie jene, die da einst der Hochmut
Der Priester und der Könige geschaffen,
Ein finst'rer, mächt'ger Glaube, eine Macht,
So groß wie jene Welt, die sie verheert,
Und jetzt doch nichts sind, als ein Gegenstand
Befremdeten Erstaunens — ebenso
Stehn die Gerate und Symbole noch
Der letzten Sklaverei der Menschheit da,
Zwar nicht vernichtet, aber unbeachtet.

Nun modern auf verlassenen Altären
Die Bilder all und der bemalte Schleier,
Den „Leben“ nannten jene, die da waren,
Und der mit schillernd buntem Farbenspiel
Der Menschen Lieben und ihr Hassen äßte,
Er ist für immer nun hinweggezogen.
Die ekelhafte Larve ist gefallen!
Befreit nun bleibt der Mensch und zepherlos,
Beengt durch keine Schranke, jeder gleich
Dem andern, ohne Rang und Stamm, gebunden
An keine Scholle — Bürger nur der Welt,
Befreit von Furcht und huldiger Demut,
Sein eigener König, mild, gerecht und weise;
Nicht ohne Leidenschaft, doch ohne Schuld
Und Schmerz, die einstmal's seine Seele drückten,
Weil er sie selbst geschaffen und geduldet.
Und kann der Mensch sich auch dem Tode nicht,
Dem Zufall, der Veränderung nicht entziehen,
Er weiß sie doch wie Sklaven zu beherrschen,
Sie, die sich wie Gewichte an ihn hängen,
Der sonst sich schwänge auf den höchsten Stern,
Der oben glänzt am unerflieglichen Himmel
Im Ätherraume der Unendlichkeit.